

phet hat gesagt: „Das Streben nach Wissen ist eine heilige Pflicht für jeden Muslim, Mann und Frau“. In diesem Kontext ist auf Aischa, die Frau des Propheten, hinzuweisen, die die Hälfte der islamischen Religion vom Propheten selbst erworben hat und weiter verbreitet. Viele Männer konnten damals ihr Niveau nicht erreichen.

- Frau und Mann haben das gleiche Recht auf Arbeit: „Ihr sollt euch nichts von dem wünschen, womit Gott die einen vor den anderen bevorzugt hat. Die Männer können nicht das haben, was den Frauen eigen ist, und die Frauen können nicht das haben, was den Männern eigen ist. Jeder erhält seinen Anteil.“ (4. Sure „Die Frauen“, Vers 32) Khadija, die Frau des Propheten, die selbst im Handel tätig war, hat dadurch zur wirtschaftlichen Entwicklung der Gesellschaft beigetragen. Viele andere Frauen waren damals auch tätig und zwar in verschiedenen sozialen Bereichen.

- Frau und Mann sind in der Familie durch Liebe und Barmherzigkeit miteinander verbunden: „Zu Seinen Zeichen gehört, dass Er euch aus eurer Art Gattinnen erschaffen hat, damit ihr bei ihnen Ruhe findet, und Er hat zwischen euch Liebe und Barmherzigkeit bewirkt.“ (30. Sure „Die Oströmer“, Vers 21) Und so haben Frau und Mann eine gemeinsame Familienverantwortung, die die Pflichten jedes Familienmitgliedes festlegt. Der Prophet war dabei Vorbild, denn er hat zu Hause geholfen und hat von der reichen Frau verlangt, dass sie ihren Mann beim Haushalt finanziell unterstützt.

- Die Frau hat auch eine politische Verantwortung. Sie soll also an verschiedenen politischen Tätigkeiten teilnehmen, die zur Verbesserung des Lebens des Individuums und der Gesellschaft führen kann: „Die gläubigen Männer und die gläubigen Frauen sind einander Beschützer und Helfer. Sie gebieten das Würdige und verbieten das Unwürdige.“ (9. Sure „Die Reue ‚At-Tauba‘“, Vers 71) Die Tatsache, dass Frauen in Marokko sich nun im sogenannten Islamrat verschiedener marokkanischer Städte befinden, deutet schon auf diese wissenschaftliche, religiöse und gesellschaftskritische Verantwortung hin, die auf den Prinzipien des Islam beruht.

So haben diese Texte aus dem Koran und der Sunna (Lebensweise und Aussprüche des Propheten) ein prächtiges Bild der Partnerschaft zwischen Mann und Frau in der islamischen Gesellschaft, die durch die Komplementarität der Rollen beider Geschlechter, durch das Bewahren der Rechte und durch die Erfüllung der Pflichten charakterisiert war. Dabei war die Frau nicht unterdrückt und der Mann war kein Diktator und Patriarch.

Aber im Laufe der Geschichte hat sich diese Situation geändert. Die Frau konnte nicht mehr an der Entwicklung der Gesellschaft und am öffentlichen Leben überhaupt teilnehmen. Es haben wirtschaftliche, soziale, politische und nicht zuletzt religiöse Faktoren dabei eine große Rolle gespielt. Der religiöse Text wurde nun anders interpretiert, so dass die Interpretation dem Geist des Textes nicht mehr entspricht. Statt dass die Frau in die Schule geht, wird sie jetzt zu Hause bleiben, und damit werden ihre verschiedenen Talente nicht mehr zur Geltung gebracht. Vor diesem Hintergrund haben sich Stimmen erhoben und verlangten die Emanzipation der Frau von allen fesselnden Traditionen und Vorurteilen.

Marokko, so wie die anderen islamischen Länder, hat diese historischen Entwick-

lungen erleben müssen, und die marokkanische Gesellschaft ist durch die damaligen geistigen Umwälzungen beeinflusst worden. Auch die religiösen Erneuerungen, die den Geist des Islam nicht widerspiegeln konnten, konnten selbst die Toleranz des Islam und seine Mittelmäßigkeit nicht zum Ausdruck bringen. All diese Umwälzungen haben dazu geführt, dass die soziale Rolle der Frau verdrängt wurde und dass die Aufgabe der Frau sich nur auf die Erzeugung der Kinder und auf deren Erziehung beschränkt hat. War die Frau aber wirklich zufrieden mit dieser Rolle - selbst wenn sie sehr relevant für die Entwicklung ist - oder hat sie doch gekämpft, um andere Positionen in der Gesellschaft einzunehmen? Die Antwort kann sich nur aus der Untersuchung der Situation der marokkanischen Frau gestern und heute ergeben.

### 1. Die Situation der marokkanischen Frau zwischen gestern und heute

Betrachtet man genau die Geschichte Marokkos, so wird man sofort feststellen, dass die marokkanische Frau immer die Frauen des Propheten und seine Begleiterinnen als Vorbild gehabt haben. So finden wir seit der Idrissidenzeit Frauen, die die Geschichte Marokkos geprägt haben. Zu den berühmtesten Frauen dieser Kategorie zählten Kenza, die Frau Idriss I., die die Grundsteine des Idrissidenstaats in Marokko gelegt hat und die ihren Sohn Idriss II. auf die Führung dieses Staats gut vorbereitet hat und Fatima al-fihriya, die die Universität Karaouyine errichtet hat, um nur einige zu nennen. Ähnliche Frauen konstituierten damals die Elite der marokkanischen Gesellschaft. Sie beweisen, dass Mann und Frau die Verantwortung der Entwicklung der Gesellschaft übernommen haben und dass die Frau mitgewirkt hat und nicht sich nur mit dem Beobachten begnügt hat.

Werfen wir nun einen kurzen Blick auf die soziale Lage der marokkanischen Frau von damals, so werden wir prompt feststellen, dass der Mann außerhalb des Hauses arbeitete und keine Arbeitslosigkeit kannte, während die Frau sich freiwillig für die Arbeit im Haus entschieden hat und dass sie bei der gesunden Konstitution der Familie und ihrer Bewahrung sowie bei der Erziehung der Kinder eine große Rolle gespielt hat. In einigen Familien hat die Frau ihren Mann finanziell unterstützt, indem sie eine bestimmte handwerkliche Arbeit gemacht hat. Bis heute hat die Frau auf dem Lande dem Mann bei seiner Arbeit außerhalb des Hauses geholfen.

Im Laufe der Zeit und wegen der konservativen Natur des Mannes und der korrumpierten Traditionen sind diese Aufgaben der Frau, die sie zu Hause freiwillig übernommen hat, als die einzigen Rollen für sie geblieben, die sie in der Gesellschaft spielen konnte. Somit wurde der Frau das Recht auf Bildung und Arbeit abgesprochen, abgesehen von einigen marokkanischen Städten wie Fes, die als wissenschaftliches und geistiges Zentrum galten, wo den Frauen Unterricht in islamischer und sozialer Kultur erteilt wurde, damit sie sich als Ehefrauen gut verhalten könnten.

Im allgemeinen hat die Frau in Marokko immer danach gestrebt, neben dem Mann am Aufbau der Gesellschaft so aktiv wie möglich teilzunehmen. Deshalb haben auch Frauen in der Kolonialzeit auf Waffen oder auf Stift rekurriert und kämpften neben dem Mann um die Unabhängigkeit Marokkos. In diesem Zusammenhang ist

es wichtig, Frau Zhor Lazraq als eine dieser kämpfenden Frauen zu erwähnen, die sich für die Rechte der Frauen eingesetzt hat und die für die Rubrik der Frauen der Zeitung „Al-Calam“ zuständig war.

Nach der Unabhängigkeit Marokkos werden der Frau zahlreiche Möglichkeiten für Bildung und Arbeit geboten. So dürften die Frauen nicht nur unterrichten, sondern auch neben dem Mann als Religionswissenschaftlerin arbeiten, nachdem das Institut der Frauen Teil der Universität Karaouyne geworden ist. Kurz gesagt, sie dürften an verschiedenen Staatsinstitutionen arbeiten und an Aktivitäten zahlreicher politischer Parteien und Gewerkschaften teilnehmen.

Heute und wegen der sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen in Marokko ist die Frau in allen Bereichen der Gesellschaft tätig. Im wirtschaftlichen Bereich arbeitet sie als Betriebsdirektorin oder als Leiterin eines kleinen oder mittleren Unternehmens. Im sozialen und pädagogischen Bereich arbeitet sie als Ärztin und Apothekerin, als Lehrerin und auch als Universitätspräsidentin. Im wissenschaftlichen und religiösen Bereich führt sie Seminare an verschiedenen Fakultäten durch und treibt sie Forschung und ist sie neulich neben dem Mann zuständig für die religiösen Angelegenheiten.

Nachdem der Islamrat in verschiedenen marokkanischen Städten errichtet wurde, wurden viele Frauen als Mitglieder ernannt. Dieser Umstand hat ihnen die Möglichkeit gegeben, Alphabetisierungsunterricht für Frauen zu organisieren und die Murchidat (Predigerinnen) wissenschaftlich und methodisch auszubilden. Zu ersten Mal in der Geschichte Marokkos halten auch Frauen eine im Ramadan religiös geprägte Vorlesung vor dem König Mohammed VI. Außerdem werden Frauen, und das ist neu in Marokko, ins Ausland geschickt, um dort Vorlesungen über religiöse und kulturelle Themen für die emigrierten Marokkanerinnen zu halten. Im politischen Bereich ist die Frau in das Parlament eingetreten und ist Mitglied der Regierung und sogar Beraterin des Königs.

Auf der anderen Seite gibt es auch Frauen der mittleren und unteren Schicht, die aber die Mehrheit der Marokkanerinnen bilden, die arm und Analphabetinnen sind. Sie sind vom Lande auf der Suche nach Arbeit in die Stadt gekommen. Sie haben als Dienstmädchen gearbeitet, aber auch in Privatschulen und in Hotels und in Fabriken mit niedrigem Lohn. Zu denen gehören auch Frauen, die ihr Abschlussexamen absolviert haben, und jetzt arbeitslos sind. Andere arbeiten in Supermärkten und in Cafés oder manchmal auch als Prostituierte.

Außerdem finden wir minderjährige Mädchen wegen Armut und Mangel an Rücksicht seitens ihrer Familie in sozialen Anstalten. In den Großstädten sind auch Witwen und geschiedene Frauen zu finden, die ihre Familien selbst ernähren, da in diesen Großstädten Armut und Analphabetismus herrschen.

Wenn wir also diese Situation genau betrachten, können wir schon verstehen, warum viele Frauen in Marokko nach mehr Gerechtigkeit und Gleichheit streben. Deshalb plädierten, und plädieren heute noch, feministische, religiöse, juristische und nicht zuletzt wissenschaftliche Organisationen für die Reform der Mudawwana bzw. des Familienrechts, da sie einfach sehen, dass Frauen in der Familie unter zahlrei-

chen Problemen leiden, wie Scheidung, Sorgerecht, Polygamie usw. Auf Vorschlag dieser Organisationen sind Kommissionen nach der Unabhängigkeit entstanden, die für die Reform gesorgt haben. Was haben nun diese Reformen der marokkanischen Frau gebracht?

### 2. Die Situation der Frau zwischen dem alten und dem neuen Familienrecht

Das Personenstandsrecht bzw. das alte Familienrecht ist schon in den ersten Jahren der Unabhängigkeitszeit entstanden. Frauen, die politischen Parteien angehörten, haben nachdrücklich die Lage der Frau in Marokko nach der Unabhängigkeit zur Diskussion gestellt und haben dafür plädiert, dass den Marokkanerinnen Menschenrechte in allen Bereichen zugesprochen werden sollen, da sie auch mit dem Mann um die Unabhängigkeit gekämpft haben. Da die Zahl der Stimmen, die sich erhoben haben, sehr klein war und auch wegen der politischen Gegensätze jener Zeit wurde die Frauenfrage verdrängt. Eine Kommission aus Absolventen der Karaouyne wurde mit der Verfassung des Personenstandsrechts beauftragt. Wegen des eher nach Traditionen als nach der Sunna des Propheten erarbeiteten Personenstandsrechts haben Frauen im Laufe der letzten Jahrzehnte unter der einseitigen Scheidung, dem Verstoß und der Bevormundung des Mannes gelitten.

Aber selbst wenn die soziale Lage der Frau in dieser Zeit sich relativ verbessert hat, was z.B. die Bildung und die Arbeit angeht, haben sich auch die feministischen und politischen Organisationen vermehrt, deren Forderungen sich besonders auf die folgenden fokussiert haben: Teilnahme der Frau selbst an der Reform des Personenstandsrechts, Scheidung in die Hand des Richters legen, Aufhebung der Bevormundung des Mannes, Verbot der Polygamie und die Problematik des Sorgerechts. Anfang der neunziger Jahre, nachdem sich der Druck der feministischen Bewegungen zugespitzt hat, hat der König eine neue Kommission ernannt, die sich nun mit der Reform des im Jahre 1957 erarbeiteten Personenstandsrechts befassen soll. Auch dieses Mal hat sich nichts Besonderes geändert, denn das Personenstandsrecht ist inhaltlich und formal dasselbe geblieben. Das Neue dabei bestand lediglich darin, dass die Frau ihren Reisepass ohne Erlaubnis des Mannes bekommen kann und dass man versucht hat, die Scheidung des Abwesenden zu begrenzen.

Die Lage hat sich noch einmal verschärft, als die Regierung bzw. der Familienminister ein Gesetz zur Reform des Personenstandsrechts durchsetzen wollte. Das Projekt wurde von vielen Parteien angenommen, nur die islamistische Partei (PJD) hat es abgelehnt und mobilisierte mit anderen islamischen Bewegungen die Straße. So schaltete sich der König selbst ein und setzte am 27. April 2002 eine neue Kommission zur Reform der Mudawwana ein. In dieser Kommission sind die Marokkanerinnen durch drei Frauen repräsentiert worden. Nachdem diese Kommission die Modifikationen vorgenommen hat, die Tradition und Modernität respektiert haben, wurde das Projekt dem König ausgehändigt.

Am 10. Oktober 2003 verkündigte der König im Parlament die Reform des Familienrechts. Das neue Familienrecht wurde nachher im Parlament ratifiziert.

Die Kernpunkte dieser Reform hat der König folgendermaßen zusammengefasst:

1. Frau und Mann sind für den Haushalt gleichberechtigt.

### Die Situation der marokkanischen Frau im Schatten des reformierten Familienrechts

2. Die Frau braucht keinen Vormund mehr.
3. Die Polygamie wurde eingeschränkt. Eine zweite Heirat braucht die Zustimmung der ersten Frau.
4. Das Heiratsalter der Frauen wurde von 15 auf 18 Jahre angehoben.
5. Männer sollen die Scheidung juristisch d.h. vor dem Richter durchsetzen. Frauen dürfen auch auf Scheidung klagen.
6. Die Frau hat nun ein Recht auf die während der Heirat erworbenen Gelder.
7. Das Sorgerecht wird nun auch auf die Mutter der Frau ausgedehnt.
8. Kinder, die vor der Heirat geboren wurden, werden bei der Eheschließung als gemeinsame Kinder anerkannt.

Es bleibt allerdings festzustellen, dass die Praxis uns zeigen wird, inwieweit die Artikel des neuen Familienrechts tatsächlich respektiert werden. Somit ist nun berechtigt zu fragen, wie die Situation der Frau nach der Reform in der Wirklichkeit aussieht.

### 3. Die Situation der marokkanischen Frau im Schatten des neuen Familienrechts

Damit das neue Familienrecht in der Praxis reibungslos umgesetzt wird, haben die marokkanischen Behörden dafür gesorgt, dass die benötigte Infrastruktur für das Gelingen dieses großen Unternehmens garantiert wird. So sind neue Abteilungen für Familienrecht innerhalb des Gerichts in verschiedenen marokkanischen Städten errichtet worden, und die Richter, die dafür zuständig sein sollen, wurden neu ausgebildet. Aber nach vier Jahren Praxis sind folgende Probleme von Gruppen von juristischen Spezialisten identifiziert worden; sie beziehen sich sowohl auf die Theorie als auch auf die Handhabung des neuen Familienrechts:

1. Die Mentalität einiger Richter und auch einiger Anwälte hat sich noch nicht geändert, so dass sie die praktische Umsetzung des neuen Familienrechts nicht erleichtert. Dazu kommt noch das Missverständnis der Inhalte des Familienrechts seitens der einfachen Menschen. Dies deutet einfach darauf hin, dass viele Leute sich von den Inhalten des alten Familienrechts nicht leicht befreien wollen oder können. Aber das richtige Verstehen ist meiner Meinung nach die wichtige Garantie der fehlerfreien Praxis. Von daher scheint die Sensibilisierung seitens der feministischen Organisationen sehr relevant zu sein. Auch die Massenmedien sollen in dieser Hinsicht einen wichtigen Beitrag leisten.
2. Selbst wenn das Mindestheiratsalter auf 18 Jahre heraufgesetzt wurde, wurden immer Ausnahmen erfunden, die den Richter dazu bewogen, manchmal die Heirat der Minderjährigen zu genehmigen.
3. Die Polygamie wird manchmal durch Umwege erreicht, ohne dass der Richter etwas dagegen tun kann.
4. Die Gerichtsurteile unterscheiden sich von einem Gericht zum anderen und von einer Provinz zur anderen. Außerdem haben die Anwälte selbst keine ausreichenden Informationen über den Inhalt des neuen Familienrechts in Bezug auf Polygamie und Heirat der Minderjährigen.

### Die Situation der marokkanischen Frau im Schatten des reformierten Familienrechts

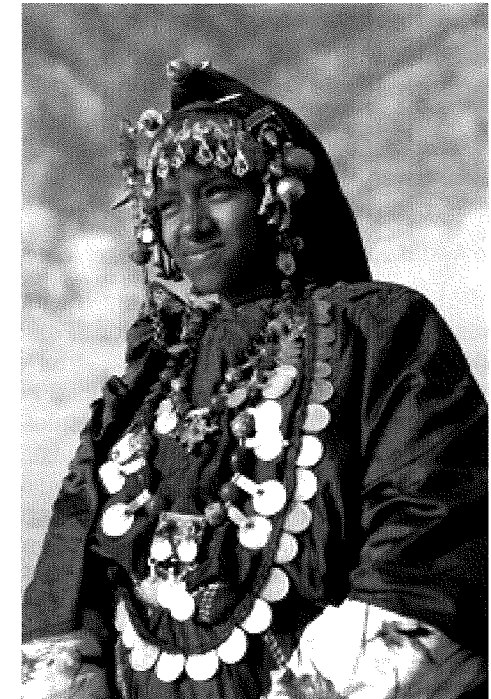
Nun stellt sich aber die Frage, was nun das neue Familienrecht für die Familie und für die Frau gebracht hat. Was die Heirat angeht, haben die Statistiken gezeigt, dass die Heirat der Frauen, die ohne Vormund selbst geheiratet haben, zugenommen hat. Das weist darauf hin, dass viele Frauen von dem neuen Familienrecht tatsächlich profitiert haben. Dagegen wurde die Polygamie nur selten signalisiert.

Was die Scheidung aber angeht, hat die neue Mudawwana vorgesehen, dass der Mann vor dem Richter die Scheidung durchsetzen soll. Dies hat dazu geführt, dass die sogenannte Scheidung des Abwesenden nicht mehr existiert. Auf der anderen Seite hat sich die Scheidung, die die Frau selbst fordert, zugenommen.

Da die neue Mudawwana dafür plädiert hat, dass die geschiedene Frau im Haus des Ehemanns bleiben soll, hat man beobachtet, dass das willkürliche Verjagen der Frau aus dem Haus zugenommen hat und dass die Frauen nun begannen Angst zu haben, da sie erfahren haben, dass ein Ehemann seine geschiedene Frau deswegen getötet hat, weil sie sein Haus nicht verlassen wollte.

Bezogen auf die Alimente kann folgendes gesagt werden: Die Alimente kann verlorengehen, wenn der Mann sich nur mit dem Eid begnügt. Dies hat fürchterliche Folgen auf die geschiedene Frau und ihre Kinder. Außerdem dauert es lange, bis Gerichtsurteile zur Alimente gefällt werden. Das führt auch zu sozialen Katastrophen.

Aus den oben genannten Ausführungen ist nun ersichtlich, dass die Krise, die die praktische Umsetzung des neuen Familienrechts kennt, als eine Krise der Werte und der religiösen Erziehung und der juristischen Kultur aufzufassen ist. Man kann sie nur dadurch überwinden, dass man die Leute genug aufklärt und sensibilisiert.



## Tiefgreifende humanistische Aspekte der Awqaf<sup>1</sup> der marokkanischen Königsstadt Fes<sup>2</sup>

Mohammed Lebbar<sup>3</sup>

Es ist zunächst wichtig, darauf hinzuweisen, dass die Awqaf der marokkanischen Königsstadt Fes eine große Rolle gespielt haben, die islamische Zivilisation zu etablieren. In diesem Zusammenhang ist es auch wichtig zu erwähnen, dass diese marokkanische Stadt ihren guten Ruf durch die Moschee bzw. durch die damalige Universität Karaouyine im Laufe der Geschichte erworben hat und dadurch die wissenschaftliche und kulturelle Hauptstadt Marokkos geworden ist. Seine geostrategische Position sowie sein politisches Gewicht haben dazu beigetragen, dass Fes seit seiner Gründung und bis heute eine große Rolle in den historischen Ereignissen Marokkos und bei der Etablierung seiner Zivilisation gespielt hat.

In diesem Beitrag gilt es also, auf die vielfältigen Beiträge der Awqaf-Institution in Fes einzugehen, die sehr wichtig für die Zivilisation von Fes waren und die die humanistischen Aspekte der Gesellschaft in Fes im Laufe der Geschichte hervorheben. Dies geschah im Rahmen einer wechselseitigen Beziehung zwischen einer Institution, deren Horizonte keine Grenzen hatte, und einer Stadt, deren Glanz auch keine Grenzen kannte.

### 1. Die Awqaf von Fes im Laufe der Geschichte

#### 1.1. Die Entstehungsgeschichte der Awqaf in Fes:

Nachdem Idriss Ben Abdellah die Stadt Fes im Jahr 808 gegründet hatte<sup>4</sup>, wurde die Moschee Karaouyine im Jahre 829 auf einem Grundstück westlich der Stadt Fes, das eine Frau namens Fatima al Fihria al quirawania zu diesem Zweck gekauft hatte, gebaut. Der zweite Teil des Grundstücks war für die Finanzierung dessen gedacht, was zusammen mit der Moschee ging, wie Wasser, Beleuchtung usw.<sup>5</sup>

<sup>1</sup> Der Terminus „Awqaf“ ist die Pluralform des arabischen Wortes „Waqf“, das normalerweise folgendermaßen definiert wird:

“Le Waqf est un engagement contractuel volontaire (volonté personnelle) consenti par un donateur (al-Waqif ou bien al-Mohabiss) qui, de plein gré, pour répondre à des besoins donnés et réaliser des objectifs variés, constitue en waqf un bien (al-Mohabas), au profit d'un bénéficiaire, et ce par une formule qui consacre le consentement du donateur”.

Vgl. <http://www.habous.gov.ma/fr/detail.aspx?id=416&z=144&p=144> (Dezember 2007)

In diesem Beitrag geht es vor allem um jene Awqaf, die sich auf religiöse, wissenschaftliche und humanistische Angelegenheiten beziehen.

<sup>2</sup> Aus dem Arabischen von Abderrazzaq Msellek, Universität Fes/Marokko

<sup>3</sup> Universität Fes/Marokko

<sup>4</sup> Mehr zur Gründung der Stadt Fes siehe: Al-jaznaii, Abou I-hassan Ali: Zahratu I-aas fi binai madinat Fes. Rabat. 1967. - Iben Abi ZarC Al-Fassi: Al'anis al-mutrib bi raudi I-qirtass fi Akhbar muluk I-maghrib wa tarikh madinat Fes. Rabat. 1972. Band 1. - Provençal, Lévy: La fondation de Fes. In: Annales de l'Institut d'Etudes Orientales, IV, Alger, 1938 - Abdelaziz salim, saiid: al-maghrib I-kabir. Bairut. 1981, Band 2. Seiten 487-501.

<sup>5</sup> Vgl. dazu: Tazi, Abdelhadi: JamiC Karaouyine. Bairut. 1972, Band 1, Seite 132.

Eine ähnliche Tat hat auch die Schwester von Fatima namens Meryam unternommen, indem auch sie eine Moschee östlich der Stadt Fes errichten ließ, die durch den Namen „Moschee al andalous“ bekannt geworden ist.

Dies waren, nach den historischen Quellen, die ersten Moscheen, die auf eine individuelle und feministische Initiative hin gebaut worden sind und deren Haushalte von der Awqaf-Institution finanziert wurden. Wichtig in diesem Zusammenhang ist, darauf hinzuweisen, dass die Awqaf von den beiden Schwestern, Fatima und Meryam, für die beiden Moscheen zu den ersten Awqaf zählen, die sich in den Maghreb-Ländern nach dem Eindringen des Islam geschichtlich beweisen lassen.

Da die Aufgaben der Moscheen im Islam sich nicht nur darauf beschränken, ein Haus des Gebets zu sein, sondern auch ein Haus für die Vermittlung von Wissenschaft, wurde sicherlich in den beiden Moscheen, Karaouyine und Al-andalous, wie es damals üblich war in anderen Moscheen des Orients wie in Madina, Basora, Damaskus, Cordoba usw., Unterricht erteilt mit dem Ziel, Wissen und Kenntnisse zu verbreiten. Diese Seminare sind ausführlich in vielen Büchern des zehnten Jahrhunderts beschrieben worden. Seit jener Zeit hat die Moschee Karaouyine einen besonderen Platz im Herzen der Bewohner von Fes gehabt und wurde von allen Marokkanern hoch geschätzt, was sie dazu bewog, sie gut zu verwalten und zu schützen und ihre zahlreichen Awqaf zu gewährleisten. Dadurch konnte die Moschee Karaouyine damals über zahlreiches Eigentum verfügen, das ihr viel Geld garantierte und sogar mit dem Budget des Staats manchmal konkurrierte.<sup>6</sup> Und in der Altstadt von Fes ist kaum ein Laden, Funduk (Hotel) oder eine andere zivile Einrichtung zu finden, die sich nicht auf Awqaf stützt.<sup>7</sup>

Somit haben die Awqaf der Moschee Karaouyine das garantiert, was sie überhaupt brauchte wie Restauration, Erweiterungen und Ausgaben für die internen Angelegenheiten. Aus diesen Awqaf wurden alle Leute bezahlt, die in der Moschee arbeiteten und für den normalen Ablauf sorgten, aber auch Religionswissenschaftler und Studierende. Auch Möbel, Wasser und Beleuchtung wurden finanziell von den Mitgliedern der Awqaf übernommen. Außerdem haben die Awqaf von Karaouyine die verschiedenen Ausgaben anderer Moscheen in Fes, die über nicht so viel Geld verfügen, abgedeckt, sobald dies notwendig war. Die Studierenden der Karaouyine wurden sieben Jahre lang von diesen Awqaf finanziell unterstützt. Diese finanzielle Unterstützung hat sich manchmal auch auf andere Moscheen und humanistische Projekte im Orient erstreckt.<sup>8</sup>

#### 1.2. Die Entwicklung der Awqaf von den Almohaden bis zu den Alaouiten:

Seit der Almohadenepoche haben sich die Awqaf in Fes im Laufe der Zeit immer mehr vermehrt und vervielfältigt. Denn parallel zu den Awqaf der Karaouyine, der Moschee Al-andalous und der anderen Moscheen der Stadt Fes gab es noch ande-

<sup>6</sup> Leo Africanus: Beschreibung von Afrika, übersetzt ins Arabische von Mohammed Hejji und Mohammed I-akhdar. Rabat, 1983. Band 1. Seite 225. - Tazi, a.a.O. Band 1, Seite 132-133 und Band 2. Seite 445.

<sup>7</sup> Le Tourneau, Roger: Fes avant le protectorat, übersetzt ins Arabische von Mohammed Hejji und Mohammed L-akhdar. Bairut. 1992, Seite 378. - Tazi, a.a.O. Band 2, Seite 456.

<sup>8</sup> Ebenda Seite 455.



re, vor allem im 14. Jahrhundert, als die Merinidendynastie in Marokko herrschte, wie z.B. die Awqaf von Mekka, die der Zaouaya oder der Krankenhäuser<sup>9</sup>. Besonders die letzteren haben sich so weit entwickelt, dass sie sich auch um andere soziale und zivilisatorische Projekte kümmerten, die einen rein humanistischen Charakter hatten.

Allerdings haben die sozialen und politischen Krisen, die Marokko Ende der Meriniden- und während der Wattasidenzeit durchleben musste, dazu geführt, dass die Ressourcen der Awqaf immer magerer wurden, und zwar wegen Raub oder Plünderung.<sup>10</sup> Und so wurden die verschiedenen Awqaf der Stadt Fes unter die Leitung des Verwalters der Awqaf von Karaouyine gestellt, nachdem die Oulama (Religionswissenschaftler) dafür plädierten und es gleichzeitig genehmigt haben, dass alle Awqaf von einer einzigen Verwaltung regiert werden durften. Diese Verwaltung sollte wiederum die Aufgabe haben, andere Moscheen, Schulen, Krankenhäuser und soziale Projekte zu finanzieren.

Die Könige der Saaditendynastie sind den gleichen Weg der Kontrolle und der Organisation der Awqaf gegangen wie ihre Vorfahren. Dies hat eine gute Resonanz bei der Bevölkerung gefunden, was natürlich dazu geführt hat, dass nun die Ressourcen der Awqaf immer mehr zunahm. So haben die Saaditen die Awqaf dezentralisiert, indem sie verschiedene Verwaltungen in den Großstädten errichtet haben, die sich aber bezüglich der Aufgaben und Ziele voneinander unterscheiden. In Fes und Marakkesch z.B. wurden regionale Verwaltungen für die Awqaf der Armen gegründet, die aber schon Ende der Saaditenzeit ihren Glanz verloren und deren Ressourcen immer magerer wurden.<sup>11</sup>

Auch die Alaouiten interessierten sich seit Mitte des 17. Jahrhunderts für diesen wichtigen sozialen Apparat. Und so belebte Moulay Rachid (1664-1672) die Register der Awqaf in Marokko erneut, und sein Bruder Moulay Ismail (1672-1727) tat das gleiche und nahm darüberhinaus eine Reform der Register vor und setzte sie durch, nachdem der Vorsitzende der Zaouia al Fassia eine Fatwa erlassen hatte, die einfach besagte, dass das, was für das Allgemeinwohl des Menschen gespendet wurde, für verschiedene Arten dieses Allgemeinwohles ausgegeben werden dürfte.<sup>12</sup> Ausgehend von dieser Fatwa hat Moulay Ismail die Awqaf von Fes neu organisiert und in drei Abteilungen geteilt<sup>13</sup>:

1. Awqaf der Moschee Karaouyine, die die Eigentümer der Moscheen und Schulen der beiden Gebiete umfassen, wo sich Karaouyine und Al-andalous befinden.
2. Awqaf Fes El-jadid, die das Eigentum der Moscheen und Schulen vom Gebiet Fes

<sup>9</sup> Al-manouni, Mohammed: La civilisation Merinide : Feuilles, publication de la Faculte des Lettres et des Sciences Humaines Rabat, Serie: Essais et Etudes 20, 1996, Seite 125 (Auf Arabisch).

<sup>10</sup> Leo Africanus, a.a.O. Band 1, Seite 225-228.

<sup>11</sup> Tazi, a.a.O. Band 3, Seite 704. - Harakat, Ibrahim: siyassa wa l-mojtamaC fi Cassri s-saCdiyin. Casablanca, 1987, Seiten 203 und 243.

<sup>12</sup> Fassi, Abdelkader: L-ajouiba l-koubra. Zitiert nach: Tazi, a.a.O. Band 3, Seite 704.

<sup>13</sup> Tazi, a.a.O. Band 3, Seiten 704-706 und 710. - Le Tourneau, a.a.O. Seiten 378-383. - Milliot, J. L.: Démembrement des Habous, Paris 1918. - Eddahbi, Abdelfattah: L'ad-ministration des Habous au Maroc. In: Histoire des grands services publics au Maroc de 1900 à 1970, Toulouse, 1984, pp. 73-82.

El-jadid umfassen.

3. Awqaf Al-maristan (des Krankenhauses), die über alles Eigentum verfügt, das für soziale Projekte aller Art gedacht ist. Diese Awqaf waren zunächst unter dem Namen der Awqaf der Armen (Al-massakin) im Zeitalter von König Sidi Mohammed Ben Abdellah (1757-1790) bekannt, und während des 19. Jahrhunderts und Anfang des 20. Jahrhunderts trugen sie den Namen Awqaf Sidi Fraj.<sup>14</sup>

## 2. Awqaf Sidi Fraj und die sozialen Projekte in Fes

Die Awqaf der Moschee Karaouyine haben sich im Zeitalter des Königs Moulay Ismail als Aufgabe gesetzt, sowohl die Moschee Karaouyine, ihre Studierenden und Religionswissenschaftler zu finanzieren als auch die verschiedenen Moscheen in Fes (es gab mehr als 330 Moscheen<sup>15</sup>) und die verschiedenen wissenschaftlichen Lehrstühle in der Karaouyine, von denen es in der Blütezeit mehr als 140 gab<sup>16</sup>, und die dazu gehörenden Einrichtungen in Fes wie kleine Moscheen, Schulen und Zaouaya als auch die Koranschulen, die in den kleinen Gassen der Altstadt zu finden waren.

Die Awqaf der Al-Maristan, die in Marokko schon seit den Almohaden entstanden, unterstützten, wie schon angedeutet, seit der Merinidenzeit alle sozialen Projekte finanziell. Sie erreichten ihre Blüte im 16. Jahrhundert und überlebten bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts.

So beschäftigten sich die Awqaf im allgemeinen mit alldem, was die Menschen, die Tiere und die Vögel trösten könnte, und das alles im Rahmen einer rein humanistischen Tendenz, die dank Karaouyine die Stadt Fes und ihre Bewohner prägte. Denn es ist wohl die Karaouyine, die die Wissenschaft und das Wissen unter den Bewohnern von Fes verbreitete und die einen großen Einfluss auf ihre Verhaltensweisen und Gefühle ausübte. Der Einfluss war so groß, dass die Bewohner von Fes aus verschiedenen Schichten immer auf bestimmte Koranverse oder Aussagen des Propheten in ihren alltäglichen Gesprächen rekurrten<sup>17</sup>.

Nun soll ein Überblick über einige soziale Projekte gegeben werden, die diese Institution in Fes im Laufe der Geschichte förderte. Dies wird uns zeigen, einerseits wie tief diese humanistische Tendenz in Fes verwurzelt ist und andererseits wie praktisch die Awqaf die soziale Solidarität verkörperten, und zwar indem sie nicht nur die Armen und Obdachlosen unterstützten, sondern parallel dazu sich auch für das Wohl der Tiere und Vögel einsetzten.

<sup>14</sup> Le Tourneau, a.a.O. Seiten 373-374. - In salwat l-anfass wird behauptet, dass das Krankenhaus Bab l-faraj hieß und im Laufe der Zeit wurde der Name in Sidi Fraj umgewandelt. Vgl. Kattani, Mohammed Ben Jaafar: Salwat l-anfass wa muhadat l-akyass ...

Aber vermutlich wurde das Krankenhaus nach dem Arzt Faraj Al-Khazraji al-andalussi benannt, der dessen Verwaltung 1495 übernahm und die Musik als Heilmittel ins Krankenhaus einführte.

<sup>15</sup> Tazi, a.a.O. Band 3. Seiten 682-685.

<sup>16</sup> Tazi, a.a.O. Band 2. Seiten 371-382.

<sup>17</sup> Zammam, Abdelkader: l-kalimat l-qurania l-jaria majra l-amtal ti l-maghrib. In: Zeitschrift daCwat l-haq, Januar 1970.

## 3. Projekte der sozialen Solidarität

3.1. Awqaf für Brautpaare<sup>18</sup>: Es waren drei möblierte Häuser, die für die Hochzeit der armen Leute und Chorafa (Nachkommen des Propheten) gedacht waren. Es war den Brautpaaren erlaubt, dort eine Woche zu verbringen, da sie über kein eigenes Haus verfügten, wo sie ihre Hochzeit feiern konnten. Ihnen wurden schöne Kleider, Parfüm und Goldschmuck zur Verfügung gestellt. Außerdem wurden die Ausgaben für die Hochzeit auch von den Awqaf übernommen. Die Hochzeit endete mit einem Spaziergang in einem schönen Garten in der Nähe der Moschee Al-andalous.

3.2. Awqaf Chrifat<sup>19</sup> (die weiblichen Nachkommen des Propheten): Es waren zwei Häuser in der Nähe der Karaouyine, die speziell für den Aufenthalt der armen Frauen dieser Kategorie vorgesehen waren. Dort fanden sie einen friedlichen Ort, wo sie ruhig übernachteten und Essen, Kleider und Geld für den Haushalt bekommen konnten.

3.3. Awqaf der Blinden<sup>20</sup>: Es waren zwei Häuser in der Nähe der Al-andalous-Moschee, die den Blinden zur Verfügung gestellt wurden. Sie übernachteten dort kostenlos. Außerdem gab es noch ein anderes Haus im Karaouyineviertel für diejenigen von ihnen, die heiraten wollten und ihre Hochzeit dort feiern konnten.

3.4. Awqaf daru t-tuqat (Ehrlicher Zeuge)<sup>21</sup>: Es war ein Haus, wo zerstrittene Ehepaare während ihres Streits wohnten, und sie teilten das Haus mit ehrlichen Leuten, die dem Richter mitteilen sollten, wer von den beiden dem anderen Unrecht getan hatte. So konnte der Richter nun sein Urteil nach der Aussage der Zeugen objektiv aussprechen.

3.5. Awqaf für Analphabetisierung<sup>22</sup>: Das waren Immobilien, deren Einkommen und Gewinne den Leuten gegeben wurden, die den alten Leuten das Schreiben und Lesen beibrachten, nachdem sie diese Möglichkeit und Chance verpasst hatten, als sie jung waren. Der Unterricht wurde in der Moschee Karaouyine erteilt.

3.6. Awqaf für die Beleuchtung der Straßen: Es waren einige Awqaf, deren Einkommen für die Beleuchtung der Straßen und Gassen der Stadt Fes nach dem Sonnenuntergang gedacht waren. Aus diesen Awqaf wurden Geräte, Öl und alles, was mit der Beleuchtung zusammenhängt, bezahlt. Die Angestellten wurden auch aus diesen Awqaf bezahlt. Für die Karaouyine und ihre Umgebung und auch für andere Moscheen gab es andere Awqaf, die für die Beleuchtung zuständig waren.

3.7. Beschneidung der armen Kinder<sup>23</sup>: Sie zählten nicht zu den Awqaf im weiteren Sinne, sondern waren als Tradition zu betrachten, nach der sich viele arme Kinder

<sup>18</sup> Tazi, a.a.O. Band 1, Seiten 29, 54 und 99. Auch Band 2, Seite 457. - Kattani, Mohammed Montacer: Fes Cassimat I-adarissa. Casablanca, 2002, Seite 48.

<sup>19</sup> Michaux Bellaire: l'organisation des finances au Maroc. In: Archives Marocaines XI, 1907, p. 240. - Le Tourneau, a.a.O. Seite: 374.

<sup>20</sup> Aubin, Le Maroc d'aujourd'hui, Paris, 1904, p. 277. - Tazi, a.a.O. Band 2. Seite 457. - Le Tourneau a.a.O. Seite 374. - Ricard, Prosper: Le Maroc, Hachette, Paris, 6. Aufl. 1948, p. 339.

<sup>21</sup> Vgl. dazu Tazi a.a.O. Band 2. Seite 477 und Band 3 Seite 709.

<sup>22</sup> Ebenda Band 2, Seite 458 und Band 3, Seiten 706 und 709.

<sup>23</sup> Le Tourneau, a.a.O. Seite 229.

der Stadt Fes bei den Friseuren kostenlos beschneiden lassen konnten, und zwar jährlich im Oktober anlässlich des Moussem (Feier) von Sidi Boughaleb. Es ist eine Tradition, die nun einige Ärzte der Stadt Fes heute weitermachen und seit 2006 wird diese soziale Aktivität nicht mehr von Freiwilligen unternommen, sondern sie werden nun vom Stadtrat anlässlich der Beschneidung des Prinzen Moulay Hassan in Fes organisiert.

3.8. Awqaf für Geschirre<sup>24</sup>: Es waren Immobilien, deren Einkünfte und Gewinne für den Einkauf der Waren für zwei Geschirrläden gebraucht wurden. Kinder und Diener, die bestimmte Geschirre aus Versehen zerbrochen und Angst vor Bestrafung hatten, gingen zu den Läden, die sich sowohl im Karaouyine- als auch im Al-andalousviertel befanden, und bekamen kostenlos ähnliche Waren.

3.9. Awqaf für verrückte Leute<sup>25</sup>: Durch diese Awqaf wurden die Krankenhäuser, die ursprünglich speziell für psychisch Kranke und Verrückte waren, finanziert. Es gab in Fes wenigstens zwei davon. Das Krankenhaus von Sidi Fraj (Maristan Sidi Fraj) gehörte zu den bekanntesten Anstalten solcher Art. Es bestand aus zwei Abteilungen: eine fungierte als Krankenhaus, und in der anderen wurde Medizin gelehrt. In diesem Kontext soll man auch erwähnen, dass diese Awqaf auch Musikanten für die Kranken besorgten. Ausgehend von der Erkenntnis, dass die Musik manche psychische Beschwerden und körperliche Leiden dieser Leute mindern könnte, wurden Musikanten jeden Freitag ins Krankenhaus gebracht und spielten dort einige Stücke andalusischer Musik vor den Insassen des Krankenhauses.

3.10. Awqaf der Gefangenen<sup>26</sup>: Dies waren arme Awqaf, die den Gefangenen nur jeden Tag Brot zur Verfügung stellten. In Fes waren damals zwei Gefängnisse für Männer, und ein drittes für Frauen war als Teil der Abteilung für Frauen im Krankenhaus von Sidi Fraj. Es gab in Fes bis 1910 nicht mehr als 110 Gefangene.

3.11. Awqaf für die Armen<sup>27</sup>: Es sind Immobilien, deren Einkünfte den armen Leuten sowie den Gefangenen und Kranken, die keine Familie hatten, die sie ernähren und versorgen könnte, zur Verfügung gestellt wurden. Es war vorgesehen, dass diese armen Menschen täglich eine kleine Summe Geldes bekamen, besonders diejenigen, die nicht oder nicht mehr arbeiten konnten. Die anderen, die nicht arbeiten konnten, bekamen einfach Essen für drei Mahlzeiten. Ab und zu wurden ihnen auch Kleider gegeben. In Fes war auch möglich, dass Bürger, die arm waren, zum Verwalter der Awqaf oder zum Richter gingen und verlangen, dass sie auf die Liste der Armen eingetragen wurden, damit sie Geld bzw. Nahrung bekommen konnten. Und wenn es nicht regnete und das Land der Trockenheit anheim fiel, bekamen die Armen Subventionen, und somit werden die teuren Preise ausgeglichen. Diese Subventionen wurden von einem Wohltäter namens Abou Marwan ben hayyoun in die Awqaf eingeführt und wurden besonders im Jahre 1511 angewandt.

<sup>24</sup> Tazi, a.a.O. Band 1, Seite 100 und Band 2, Seite 457. - Kattani, a.a.O. Seite 49.

<sup>25</sup> Tazi, a.a.O. Band 2, Seite 457. - Le Tourneau, a.a.O. Seite 373. - Aubin, Le Maroc d'aujourd'hui, a.a.O. Seite 274. - Kattani, a.a.O. Seiten 47-48.

<sup>26</sup> Le Tourneau, a.a.O. Seite 155 und 370-371. - Aubin, a.a.O. Seite 274.

<sup>27</sup> Tazi, a.a.O. Band 1, Seiten 99-105 und Band 2, Seiten 457-458. - Aubin, a.a.O. Seite 277. - Le Tourneau, a.a.O. Seite 373.

3.12. Awqaf für Fremde<sup>28</sup>: Sie waren weniger Awqaf als eher Tradition, die die Bewohner der Stadt Fes im Laufe der Zeit pflegte. Fremde, die in die Stadt Fes kamen und keine Arbeit fanden oder diejenigen, die in Dürre Jahren vom Lande nach Fes einwanderten, wurden in Funduks (Hotels) gebracht. Dort wohnten sie und bekamen etwas zu essen und zu trinken. Im Jahr 1906 waren es mehr als viertausend Leute, die so was erfuhren.

3.13. Awqaf für gefährliche Krankheiten<sup>29</sup>: Außerhalb von Fes gab es im 16. Jahrhundert ein Krankenhaus speziell für Leprakranke, das durch den Namen „Maristan“ bekannt war, wie Leo Africanus berichtete. In Wirklichkeit waren es ungefähr 200 Häuser, die von den Leprakranken und von anderen Personen, die unter gefährlichen Krankheiten litten, bewohnt waren. Einer von ihnen war der Ansprechpartner, der die Einkünfte der Awqaf nahm und sie für Dinge ausgab, die die Kranken brauchten.

3.14. Awqaf Sidi Ali Boughaleb<sup>30</sup>: Es waren Awqaf für Menschen, die an bestimmten Narben litten und die zu diesem Marabut gingen, mit der Hoffnung geheilt zu werden. So fanden sie dort Unterkunft und etwas zu essen und trinken, bis sie gesund wurden.

3.15. Awqaf für das Begraben der Toten<sup>31</sup>: Sie waren für arme Leute und für Fremde gedacht, die in Fes starben und kein Geld oder genug Geld hinterließen, damit sie in Fes begraben werden konnten.

3.16. Awqaf für Tröster der Kranken<sup>32</sup>: Sie waren für zehn Muezzine gedacht, die die Funktion hatten, die ganze Nacht bis zur Dämmerung einer nach dem anderen auf den Minaretten der Moschee Karaouyine zu stehen und etwas Religiöses zu rezitieren. Dies führte dazu, dass die Kranken sich nicht einsam fühlten und dadurch ihre Schmerzen im Bett für eine Weile vergaßen. Diese Art von Awqaf ist zu unterscheiden von den Awqaf für den normalen Muezzin.

3.17. Awqaf für die Armen von Mekka<sup>33</sup>: Es gab viele Geschäfte im Karaouyineviertel, die in einem Funduk zusammengeschlossen waren und deren Einkünfte und Gewinne für arme Leute der Stadt Mekka gedacht waren. Das Geld wurde mittels Marokkanern geschickt, die normalerweise jedes Jahr nach Mekka pilgerten. Im 19. Jahrhundert und nachdem diese Geschäfte zerstört waren, wurden sie neu gebaut, aber dieses Mal in Form eines Funduks mit drei Etagen.

3.18. Awqaf für das Sammeln der Abfälle<sup>34</sup>: Sie umfassten zahlreiche Immobilien und Eigentümer, deren Einkünfte für die ausgegeben wurden, die für das Sammeln der Abfälle und Säubern der Gassen und Straßen der Stadt zuständig waren. Auch diejenigen, die Straßen von toten Mäusen und Tieren säuberten, bekamen Geld dafür aus den Einkünften dieser Immobilien. Diese Awqaf lebten weiter

<sup>28</sup> Le Tourneau, a.a.O. Seiten 374-375.

<sup>29</sup> Leo Africanus, a.a.O. Seiten 228 und 278. - Tazi, a.a.O. Band 2, Seite 458.

<sup>30</sup> Tazi, a.a.O. Band 2, Seite 457. - Ricard, Le Maroc. A.a.O. Seite 339.

<sup>31</sup> Le Tourneau, a.a.O. Seite 373. - Tazi, a.a.O. Band 2, Seite 457.

<sup>32</sup> Tazi, a.a.O. Band 2, Seite 322.

<sup>33</sup> Tazi, a.a.O. Band 3, Seite 712. - Ricard, a.a.O. Seite 336.

<sup>34</sup> Le Tourneau, a.a.O. Seite 380. - Aubin, a.a.O. Seite 274.

und erfüllten ihre Funktion, bis der Stadtrat von Fes am Anfang des 20. Jahrhunderts konstituiert wurde.

3.19. Awqaf für zinsenlosen Kredit<sup>35</sup>: Arme Leute und diejenigen, die Geld brauchten, konnten sich zinsfrei aus einer Kasse Geld ausleihen, die damals mehr als 62,5 Kilogramm Gold als Fonds hatte. Das Geld wurde, nach Vereinbarung mit dem Kassierer, zu einem gegebenen Zeitpunkt zurückbezahlt. Zuständig für die Ausleihe waren Kaufleute auf dem Markt, die als fromm und anständig bekannt waren.

3.20. Awqaf für Fundsachen<sup>36</sup>: Vor der Moschee Karaouyine gab es ein kleines Zimmer im oberen Stock eines großen Hauses, wohin verlorene Sachen gebracht wurden, und nach dem Freitagsgebet wurde einfach ausgerufen, wer etwas verloren hatte. Wenn jemand wirklich etwas verloren hatte, brauchte er nur die Eigenschaften des Gegenstandes zu nennen, und dann bekam er ihn sofort.

#### 4. Projekte für Erhaltung der Vögel und Tiere

4.1. Awqaf für den Storch<sup>37</sup>: In der Nähe der Grabstätte von Moulay Idriss war ein Haus mit dem Namen „Haus des Storches“ (Dar Bellarj), wo ein Storch hingbracht wurde, falls er krank oder als Junges auf der Straße gefunden wurde. Er wurde dort von einem Tierarzt untersucht und medizinisch behandelt und auf die Terrasse des Hauses gebracht, wo ein frisch gebautes Nest auf ihn wartete. Bleibt noch darauf hinzuweisen, dass der Storch in bestimmten Jahreszeiten nach Fes kommt und sich Nester auf Minaretten und Terrassen baut und dort lebt, ohne dass ihn in der Regel jemand während seines Aufenthaltes stört.

4.2. Awqaf für Vögel (Baratel)<sup>38</sup>: Es waren Immobilien, deren Einkünfte dafür ausgegeben wurden, dass in Zeiten der Dürre Getreide gekauft und außerhalb der Stadt Fes ausgestreut wurden, damit die Vögel dorthin kommen und etwas zu fressen finden konnten. Und damit die Vögel auch in Dürre Jahren Wasser zu trinken hatten, wurde ihnen ein Brunnen mit eisernen Gittern gebaut, damit sie hineinkommen und trinken können, ohne dass jemand sie störte. Deshalb trug dieser Brunnen den Namen „Vögelbrunnen“ (sqayat l-baratel).

4.3. Awqaf für Tiere<sup>39</sup>: Es gab grüne Felder auf beiden Seiten von Oued Fes (Fluss von Fes) westlich von Fes l-jadid. Dorthin wurden kranke oder sehr alte Tiere, wie Esel, Maultiere und Pferde, gebracht, damit sie ruhig in diesen Feldern nach Nahrung suchen konnten. Sie blieben dort, bis sie gesund wurden oder starben.

#### 5. Die Wurzel der Zivilisation von Fes

Nachdem wir nun einen Blick auf diese sozialen und zivilisatorischen Projekte geworfen haben, stellt sich aber die Frage, aus welcher Quelle die marokkanische Königsstadt Fes ihre Zivilisation und ihren humanistischen Charakter geschöpft hat. Es ist allgemein bekannt, dass die Universität Karaouyine als kulturelles und religiöses

<sup>35</sup> Tazi, a.a.O. Band 1, Seite 106 und Band 2, Seite 457. - Kettani, a.a.O. Seite 49.

<sup>36</sup> Tazi, a.a.O. Band 1, Seite 98 und Band 2, Seite 326.

<sup>37</sup> Le Tourneau, a.a.O. Seite 861. - Kettani, a.a.O. Seite 51.

<sup>38</sup> Tazi, a.a.O. Band 1, Seite 106. - Kettani, a.a.O. Seite 50.

<sup>39</sup> Kattani, a.a.O. Seite 51.

Zentrum dabei eine große Rolle spielte. Darauf wurde schon oben ausführlich hingewiesen. Dass aber die Öffnung von Fes für andere Völker, Kulturen und Religionen, die die Stadt Fes schon seit ihrer ersten Gründung charakterisierte, vehement dazu beitrug, kann nicht verleugnet werden. Denn sie empfing damals zunächst eine Gruppe von Persern, die sich im Karaouyineviertel niederließen.<sup>40</sup> Dann empfing sie auch ungefähr 800 Familien, die im Jahre 818 nach einem Aufstand in der Nähe von Cordova von dem damaligen Umayyaden-Herrscher Al-Hakam Ben Hicham dazu veranlasst wurden, Andalusien zu verlassen. Sie bewohnten das östliche Viertel der Stadt Fes, das von nun an und bis heute den Namen Andalusienviertel trägt. Schließlich kamen Immigranten (ca. 300 Familien) aus der Stadt Kairawan in Tunesien nach Fes und bewohnten ihrerseits das westliche Viertel, das von nun an und bis heute das Karaouyineviertel genannt wird.<sup>41</sup>

Die geschichtlichen Quellen erhärteten diesen Tatbestand besonders, als sie uns über ein Christenquartier im Andalusienviertel berichteten, wo Christen mit Muslimen friedlich und in voller Harmonie zusammen lebten. Ein Tor, das damals das Kirchentor (Bab I-kanissa) genannt wurde, ist das einzige geschichtliche Merkmal, das uns heute daran erinnert. Diese historischen Quellen sprachen auch von einem Judenquartier im Karaouyineviertel, wo die Juden am Anfang lebten, bevor sie ins Mallahviertel in der Merinidenepoche ganz in der Nähe des Königspalastes gebracht wurden. Dieser Ort trägt bis heute den Namen hawmat lihoudi (Judenquartier). Schließlich ist noch zu erwähnen, dass damals in Fes auch einige Magier im Andalusienviertel lebten.<sup>42</sup>

Außerdem kamen zahlreiche Familien aus Andalusien nach Fes, nachdem die islamische Herrschaft in Südspanien zu Ende war. Und bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts verließen zahlreiche Mauren und Juden Spanien und kamen nach Fes. Im 16. Jahrhundert nahmen Dutzende jüdischer Familien freiwillig den Islam an und verstärkten damit die islamische Gemeinschaft in Fes.<sup>43</sup> Die gleiche Rolle spielten die Familien aus Tilimsan, als sie im 19. Jahrhundert vor dem französischen Kolonialismus aus Algerien im Jahr 1830 flohen und nach Fes auswanderten.<sup>44</sup> Dass nach Fes auch Afrikaner kamen und dort wohnten, soll auch nicht vergessen werden.<sup>45</sup>

Diese verschiedenen Völker mit verschiedenen Konfessionen und die zahlreichen Wissenschaftler und Kaufleute aus den verschiedenen islamischen Ländern, die den Aufenthalt in Fes bevorzugten, lebten neben den Arabern und Berbern, die schon bei der Gründung der Stadt Fes durch Idriss II. dort siedelten, friedlich zusammen und waren im Laufe der Zeit derart miteinander verschmolzen, dass sie der Stadt Fes diesen humanistischen Charakter gaben, der aus Fes ein Beispiel für

<sup>40</sup> Ennasseri, Ahmed: *I-histisqa li-akhbar duwal al-maghrrib l-aqsa*. Casablanca. 1954. Band 1, Seite 166.

<sup>41</sup> Ibn Abi ZarC, *al-'aniss l-mutrib*, a.a.O. Seiten 10-50. - *Al-jiznaii*, a.a.O. Seiten 15-23. - Ennasseri, a.a.O. Seiten 166-167. - Gaillard, Henri: *Une ville de l'Islam: Fes*, Paris, 1905, Seiten 1-20. - Provençal, Lévy: *La fondation de Fes*. In: *Annales de l'Institut d'Etudes Orientales IV*, Alger 1938. Seiten 23-53.

<sup>42</sup> Le Tourneau, a.a.O. Seite 69.

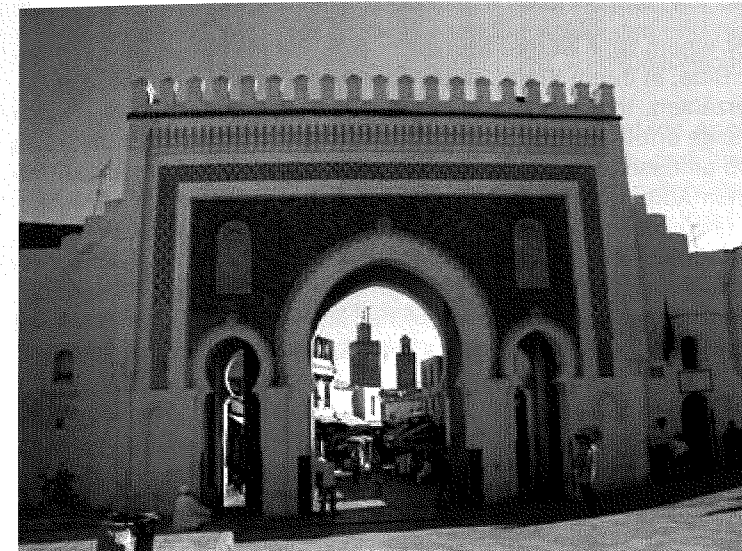
<sup>43</sup> Ennasseri, a.a.O. Seiten 11-12. - Le Tourneau, a.a.O. Seiten 110-139. - Assaraf, Robert: *Mohammed V et les juifs marocains*. Casablanca. 1997. Seite 34.

<sup>44</sup> Le Tourneau, a.a.O. Seiten 110-139.

<sup>45</sup> Ebenda Seite 137

Toleranz, friedliches Zusammenleben und für Respekt des anderen machte.

Die Toponymie von Fes enthält bis heute Namen von Straßen, die eine große Bedeutung für die Geschichte der Stadt Fes haben und die auch die Vielfältigkeit ihrer Bewohner demonstrieren.



Königsstadt  
Fes



Gerberviertel

## Anmerkungen zum Verhältnis von Kunst und Leben in der realistischen Literatur Russlands im 19. Jahrhundert<sup>1</sup>

Christoph Garstka

I Vor nunmehr über einem Jahr ist Ihre Studienleiterin, Frau Bindseil, an mich herangetreten mit der Bitte, in Ihrem Kreis „etwas über die russische Literatur des 19. Jahrhunderts“ zu erzählen. Ich freue mich, dass ich am heutigen Abend endlich meine damalige Zusage erfüllen kann, auch wenn ich nicht verhehlen möchte, dass der nur äußerst grob umrissene thematische Rahmen mich vor ein erhebliches Problem der didaktischen Aufbereitung gestellt hat. Um Sie nicht mit einer verwirrenden Vielfalt von unaussprechlichen Namen, Daten und Fakten zu langweilen, galt es Grenzen abzustecken. Die Schwierigkeiten sind sachgebunden: die russische Literatur des 19. Jahrhunderts ist als Ganzes gesehen eine kulturelle Spitzenleistung, wie es sie in der Entwicklung von Hochkulturen nur höchst selten gibt. Ich denke hier an die klassische Periode Griechenlands, an die Phase der „Goldenen Latinität“ im Rom der untergehenden Republik, an die Zeit Shakespeares oder auch an die Weimarer Klassik in der deutschen Literatur.

In Bezug auf die russische Literatur kommt hinzu, dass ihr Gipfelpunkt im 19. Jahrhundert für außenstehende Betrachter scheinbar aus dem Nichts aufgestiegen ist. Zwar spielte Russland spätestens seit den Reformen des Zaren Peter I. zu Beginn des 18. Jahrhunderts auch mit im großen europäischen Mächtigwerden, war sogar durch seinen Expansionsdrang nach Westen und seine schier unermessliche Größe eine nicht zu unterschätzende Großmacht geworden. Russland selbst jedoch, sein Staat, seine Kultur, seine Menschen, blieb dem West- und Mitteleuropäer zu meistens fremd und unverständlich, was nicht allein durch das andere orthodoxe Glaubensbekenntnis erklärt werden kann. Als „Prototyp einer Tyrannis“ hatte schon Sir Walter Raleigh die russische Staatsverfassung benannt, und dieses Urteil ist präsent bis in unsere Gegenwart. Das gängige Stereotyp begriff den Russen als einen wilden, fast barbarischen Gemütsmenschen, bei dem die europäische Zivilisation bloß die Oberfläche bedeckte und der nur durch die Knute eines brutalen Alleinherrschers zur Ordnung genötigt werden könne.

<sup>1</sup> Vortrag, gehalten im Ökumenischen Institut und Wohnheim in Heidelberg am 15. Januar 2008. Der auf den mündlichen Vortrag ausgerichtete Charakter ist beibehalten worden und nur an wenigen Stellen wurden Referenzen eingefügt. Die deutschen Übersetzungen sind folgenden Ausgabe entnommen:

- Nikolaus Gogol: Erzählungen. Übersetzt von Wilhelm Lange und Johannes v. Guenther. Stuttgart: Reclam 1952.

- Iwan Turgenjew: Vorabend. Väter und Söhne. Deutsch von Harry Burck und Dieter Pommerenke. Berlin, Weimar: Aufbau 1994.

- Fedor M. Dostojewskij: Die Brüder Karamasow. Aus dem Russischen von Hermann Röhl. Berlin, Weimar: Aufbau 1962.

- Leo N. Tolstoi: Auferstehung. Roman. Aus dem Russischen von Wadim Tronin und Ilse Frapan. München: Artemis & Winkler 1994.

Blicken wir jetzt auf die Entwicklung und die einzelnen Phasen der russischen Literaturgeschichte, so kann das 18. Jahrhundert tatsächlich als so etwas wie eine intensiviertere Aneignungsphase des europäischen Kanons gesehen werden. Mit Peters gewaltigem Reformwerk einher ging eine Öffnung nach Europa, die plötzlich die kulturellen Errungenschaften West- und Mitteleuropas in Gänze zur Verfügung stellte. Die große Phase der sogenannten „Altrussischen Literatur“, die von der Christianisierung der Rus' um das Jahr 1000 bis zu Peter reichte, war damit beendet. Russland fand Anschluss an die europäischen Entwicklungen und rezipierte in kürzester Phase alle dort vorausgegangenen literar- und kunsthistorischen Strömungen auf einmal in wenigen Jahrzehnten.

Darin liegt aber auch eine Begründung für die mangelnde Anerkennung der russischen Literatur des 18. Jahrhunderts im Ausland. Ich darf hier die Frage stellen: Wer von Ihnen kann mir den Namen eines russischen Schriftstellers des 18. Jahrhunderts nennen? Für die Fortschreibung der russischen Kultur waren solche Persönlichkeiten wie Trediakowskij, Lomonosow, Sumarokow und Derschawin von immenser Bedeutung, im internationalen Zusammenhang, bezogen auf die Weltliteratur, erschienen ihre Werke jedoch als epigonal.

Das änderte sich fundamental im 19. Jahrhundert: Namen wie Tolstoj, Dostojewskij, Gogol, Turgenjew und Tschschow erlangten und besitzen bis jetzt weltliterarischen Ruhm. Ja, es ist nicht allein die literarische Bedeutung ihrer Werke, die ihr internationales Ansehen begründete, vielmehr scheint es, als habe allein die in den großen Romanen angesprochene Thematik, die ausgebreitete Problematik, eine bis heute ungebrochene Faszination ausgelöst. Es gilt, mit Hilfe der Literatur das geheimnisvolle russische Wesen zu entschlüsseln, die Abgründe der russischen Seele auszuloten, und das umso mehr, als die Geschichte des Bolschewismus im 20. Jahrhundert in den literarischen Werken des 19. Jahrhunderts schon vorgezeichnet scheint. Und weiter: Besonders Dostojewskij und Tolstoj stellen in ihren Romanen die berühmten „letzten Fragen“, die die gesamte Menschheit betreffen und vor denen kein denkender Mensch entrinnen kann: Wie verhält es sich im Angesicht Gottes mit dem Bösen in der Welt? Wie können wir ein sinnvolles Leben in einer sinnlosen Welt führen? Beide beantworten diese Fragen auf unterschiedliche Art: Dostojewskij meint, man müsse immer mit Christus sein, auch wenn er außerhalb der Wahrheit stünde, Tolstoj fordert in unerhörter ethischer Radikalität: Du sollst dem Bösen nicht widerstehen und begründet so einen rigorosen Pazifismus.

Alle diese Fragen sind im Kern philosophisch, und das ist eine der herausragenden Besonderheiten der russischen Literatur des 19. Jahrhunderts: Sie ist das Spielfeld für alle möglichen sozialen und gesellschaftskritischen, ethisch-philosophischen Herausforderungen, Problematiken und Utopien, die nur irgendwie im vorvorletzten Jahrhundert in der gesamten abendländischen Welt diskutiert wurden. Es gab in Russland praktisch keine anderen Plattformen und Institutionen, die diese Aufgabe in vergleichbarem Maßstab hätten leisten können: die Universitätsphilosophie existierte (fast) nicht, ebensowenig wie andere kritische Akademien und Forschungseinrichtungen; die kirchlichen Bildungseinrichtungen waren zuallermeist in einem finsternen Konservatismus befangen, der auf die neuen Herausforderungen der Techni-



sierung und des sozialen Fortschritts mit strikter Ablehnung reagierte. Das autokratische Staatswesen unterdrückte jegliche Form kritischer Stellungnahmen, die von irgendeiner gesellschaftlichen Institution hätte geleistet werden können.

Und so blickte die gebildete Öffentlichkeit in Russland allein auf den Schriftsteller, dessen Rolle in der Gesellschaft sich auf weit mehr als auf Bourdieus „literarisches Feld“ erstreckte. Der Schriftsteller in Russland hatte zugleich Gesellschaftskritiker, Philosoph, Sozialutopist, Prophet und Seher zu sein; er sollte Sinn stiften in einer sinnlos gewordenen Welt. Er vertrat die Ideale des Humanismus in einem unmenschlichen Staat.

Genau diese problematische Spannung zwischen den Anforderungen einer Gesellschaft und dem Wesen des Künstlertums, ein Verhältnis, das man letztlich auf die Beziehung zwischen Kunst und Leben zurückführen kann, soll im folgenden der Leitgedanke sein, wenn wir einige russische Autoren und ihre Werke etwas eingehender betrachten wollen. Ich werde im Folgenden vier russische Autoren der realistischen Literaturepoche kurz vorstellen und längere Passagen aus jeweils einem ihrer Werke zitieren, so dass sie heute abend nicht allein meinen trockenen theoretischen Ausführungen folgen müssen, sondern die (übersetzten) Stimmen der Dichter selbst vernehmen können. Meine Erläuterungen zu den Textpassagen beziehen sich dann auf zwei grundsätzlich verschiedene Auslegungsmöglichkeiten: eine, die eher das sozialkritische Anliegen betont - wenn man so will, sich auf das „wahre“ russische Leben bezieht -, eine andere, die die ästhetischen Aspekte der Werke herauslegt, also die künstlerische Meisterschaft der Autoren in den Vordergrund rückt.

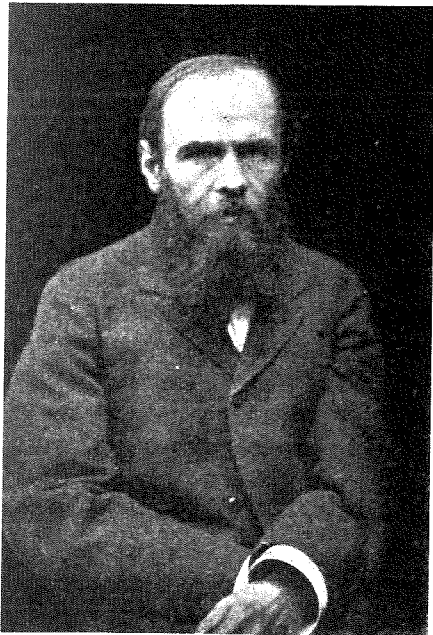
Gestatten Sie mir, bevor wir zu den Texten selbst kommen, noch einen kurzen Überblick zur literarhistorischen Situierung der Beispiele. Das 19. Jahrhundert begann in Russland, bezogen auf die Literaturgeschichte, mit einer vorromantischen Phase, bevor sich dann von etwa 1815 bis 1835 die Romantik entfaltete. In Russland gilt sie als das „Goldene Zeitalter“, es ist die Ära Puschkins und seiner Zeitgenossen. Im Ausland haben sich ihre Vertreter weniger durchgesetzt, vielleicht weil die vorwiegend lyrische Produktion durch die Übersetzungsbarriere im Zugang erschwert wird. Meine hier ausgewählten Werke sind alle mehr oder weniger dem russischen Realismus zuzurechnen. Dabei stammt das erste Beispiel von 1842 aus der Übergangsphase von der Romantik zum Realismus, die in Russland als „Natürliche Schule“ gekennzeichnet wird. Das letzte Beispiel von 1899 hingegen ist fast schon epigonal zu nennen, denn in Russland hatte sich der Symbolismus - zunächst noch in seiner dekadenten Ausprägung - bereits durchgesetzt. Die russischen Schriftsteller dieser Zeit sind zumeist alle von adliger Herkunft, erst spät setzten sich auch Vertreter aus „anderen Schichten“ („raznočincy“) durch. Das bedeutete jedoch nicht, dass die Autoren keine finanziellen Interessen an ihren Werken hatten. Mit dem Ende der Romantik hatte sich die adlige Salonkultur überlebt und Literatur wurde nun in breiteren Kreisen einer interessierten Öffentlichkeit rezipiert. Deren Lesestoff war aber nicht vorwiegend das Buch, sondern die Zeitschriften, besonders die „dicken“ literarischen Zeitschriften, die nicht allein in den beiden Hauptstädten, sondern auch in der Provinz und auf den Adelsgütern gelesen wur-

den. Seit dem Auftreten des hervorragenden Literaturkritikers Belinskij in den späten 30er Jahren stand genauso die Literaturkritik in Russland zumeist auf einem hohen Niveau, auch wenn sie oft weltanschaulichen Vorbehalten untergeordnet blieb. Abschließend darf ein Aspekt bei der Betrachtung der literarischen Werke dieser Zeit nicht vergessen werden: sie mussten alle durch die Hände eines Zensors gehen.

Machen wir uns nichts vor: Zwar benennt man die uns hier interessierende Phase mit dem literaturwissenschaftlichen Epochenbegriff des Realismus, vielleicht des kritischen Realismus in Abgrenzung zum Sozialistischen Realismus. Aber genauso wenig wie bei diesem Neffen aus dem 20. Jahrhundert können wir in den realistischen Werken des 19. Jahrhunderts eine wirklichkeitsgetreue Abbildung der ‚wahren Zustände‘ im russischen Imperium erkennen. Es sind Kunstprodukte im positivsten Sinne dieses Wortes. Kunstvolle Gebilde, auf höchstem Niveau gestaltete, „gemachte“ Werke, die uns eine fiktionale Welt präsentieren, eine Welt, die sich als eine vom Autor bereits interpretierte Welt erweist. Der heutige Interpret dieser Werke macht also nichts anderes, als einen vom Autor bereits interpretierten Weltzustand „herauszulegen“, was eben Interpretation im wörtlichen Sinne heißt.

Letztlich kann und will ich ihnen heute abend keine verbindliche Handreichung mitgeben, wie man das spannungsvolle Verhältnis zwischen Kunst und Leben produktiv zu lösen hat. Weder plädiere ich für eine einseitige, werkzentrierte und kontextunabhängige Analyse, die allein den rein ästhetischen, literaturimmanenten Implikationen eines Werkes nachspürt. Genauso warne ich einerseits vor einer primitiv soziologischen Lesart, die aus literarischen Kunstprodukten herauslesen will, wie es „wirklich“ war und welche Unterdrückungsmechanismen sich in ihnen widerspiegeln, andererseits davor, Literatur als Handlungsanleitung zu lesen für das eigene ethische Verhalten, so wie es vielleicht die Bibel oder der Koran will. Die beiden letztgenannten Lesarten sind keine abseitigen Konstruktionen. Sie haben eine mächtige Traditionslinie ausgebildet: die erste war in der gesamten Sowjetzeit vorherrschend, die zweite bestimmte z.B. vollkommen die umfangreiche Tolstoj- und Dostojewskijrezeption in Deutschland bis in die 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Wenn wir der Literatur eines uns fremd anmutenden Kulturkreises begegnen, sind wir nur zu oft geneigt, das Werk des Schriftstellers darauf hin abzuklopfen, was es uns über die unbekanntere Kultur, die Menschen und Sitten sagen kann. Das mag bis zu einem gewissen Grade auch korrekt sein. Aber Vorsicht: Romane und Erzählungen sind keine Reiseführer. Zwar stützt sich zumal der realistische Roman ganz eindeutig auf historisch belegbare Fakten der Empirie, diese sind jedoch umgestaltet worden, damit sie im künstlerischen Kosmos des Autors eine spezifische Funktion einnehmen können. Lassen Sie mich das am Beispiel von Dostojewskij's Roman Die Dämonen (1873) veranschaulichen. Dem Handlungsgerüst zugrunde liegt ein wahres Ereignis: der Mord an einem russischen Studenten durch eine Gruppe seiner Kameraden, die von dem Sozialrevolutionär Sergej Netschajew dazu angestiftet wurden. Netschajew wollte dadurch seinen revolutionären Zirkel enger zusammenschweißen. Dostojewskij bezieht sich sehr offensichtlich auf dieses Geschehen, seine Absicht jedoch ist es, die Mechanismen des Bösen und seiner Werkzeuge in



F.M. Dostojewski

der Gestalt der jungen Sozialrevolutionäre aufzuzeigen, d.h. bei ihm ist das Geschehen gleichsam eine Veranschaulichung, wie das Böse in der Welt entstehen kann. Damit ist auch jeder einzelne Vorfall schon einer endgültigen Bewertung unterzogen worden. Durch seinen Roman sehen wir also einen empirischen Vorfall nicht „als Etwas“, sondern „als bewertetes Etwas“. Gehen wir dann von diesem im Roman geschilderten empirischen Vorgang zurück zum historischen Vorbild, dann merken wir oftmals nicht, dass wir mit den Augen des Autors, also mit seiner Bewertung auf die Dinge blicken.

Tatsächlich ist die russische Literatur in Deutschland weit verbreitet und wird im Gegensatz zu der unseres direkten östlichen Nachbarn Polen viel gelesen. Doch nur allzu oft geschieht dies gerade bezogen auf die Literatur des 19. Jahrhun-

derts mit der gleichen Einstellung, mit der man einen Reiseführer zur Hand nimmt. Aber denken wir daran: ein Reiseführer ist gedacht zur Vorbereitung einer Reise, das eigentliche Abenteuer des Kennenlernens geschieht im Land selbst.

II Ich will Ihnen also, bezogen auf die folgenden Beispiele, immer eine doppelte Auslegungsmöglichkeit anbieten; eine, die sich stärker auf den literarischen Gehalt eines Werkes stützt, hier also die ästhetischen Qualitäten herausstellen will, eine andere, die die sozial- und philosophiegeschichtlichen Implikationen betonen möchte, auch auf die Gefahr hin, dass das literarische Produkt wie ein Traktat, eine Streitschrift oder Abhandlung gelesen wird.

Was ich damit meine, wird sehr schnell deutlich, wenn wir uns das erste und chronologisch früheste Beispiel anschauen. Es handelt sich hierbei um einen Auszug aus der Erzählung *Der Mantel* von Nikolaj Gogol, erschienen 1842. Sie wird den sogenannten „Petersburger Erzählungen“ zugerechnet, die den eigentlich noch in der Romantik verhafteten Autor nach Aussage des Kritikers Belinskij zum Vorbild für die „Natürliche Schule“ gemacht haben. Zunächst zum Inhalt: der einflusslose Petersburger Büroschreiber Akakij Akakiewitsch Baschmatschkin fristet arm und von niemandem beachtet sein kleines Beamtenleben. Unter größten Entbehrungen spart er sich die Summe für einen Wintermantel zusammen, doch als er sich ihn endlich angeschafft hat und stolz zur Schau trägt, ist sein Glück nur von kurzer Dauer: bei einem Überfall wird ihm der Mantel entrissen, und auch eine Eingabe bei einer „bedeutenden Persönlichkeit“, einem General, bringt keinen Erfolg sondern nur eine grobe Abfuhr. Seelisch und physisch zugrunde gerichtet geht der kleine Beamte

buchstäblich ein, stirbt und „verschwindet von dieser Welt“, wie der Autor schreibt:

„Es verschwand ein Wesen ... das für niemand interessant war ... ein Wesen, das geduldig allen Kanzleihohn ertragen hatte und ohne jeden außergewöhnlichen Grund ins Grab gestiegen war, aber für das doch, wenn auch nur gerade noch vor dem Ende seines Lebens, ein heller Gast in der Gestalt des Mantels erschienen war, der für einen Augenblick das arme Leben belebte, und auf das dann quälend das Unglück stürzte, wie es auf Kaiser und Beherrscher der Welt zu stürzen pflegt.“

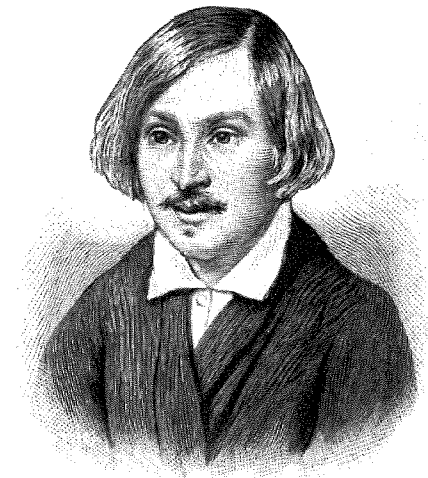
Nach seinem Tod allerdings, so heißt es im phantastischen Ende der Erzählung, ereignen sich in Petersburg allerlei „unerklärliche Vorkommnisse“, die erst ein Ende finden, als ein Gespenst den Mantel der „bedeutenden Persönlichkeit“ geraubt hat.

Die sozial engagierte Kritik sah in dieser Novelle den humanistisch engagierten Protest gegen das bürokratisierte Feudalsystem. Der kleine Beamte vertritt die unterdrückte Mehrheit des Volkes, und er zeigt beispielhaft den heroischen, aber erfolglosen Kampf um Anerkennung, Partizipation, um ein kleines Stück Glück. Das humanistische Pathos des Autors wurde vor allem begründet mit jener berühmten „humanen Stelle“, in der das Mitleid mit der geschundenen Kreatur zum Ausdruck kommt und die ich ihnen nun als erstes Beispiel vorlesen möchte. Es geht um die Anfeindungen Akakijs an seinem Arbeitsplatz, heute würde man von „Mobbing“ reden:

„Seine jungen Kollegen machten ihn [= Akakij Akakjewitsch] zum Gegenstand ihres Gespöchts und ihrer klassischen Witze – soweit man bei Beamten und namentlich bei Kanzleibeamten von Witz überhaupt reden darf. Bald erzählten sie sich in seiner Gegenwart erfundene Geschichten über seine Lebensweise und seine Wirtin, eine siebzehnjährige Alte; sie behaupteten, sie prügele ihn, und erkundigten sich bei Akakij, wann er mit ihr vor den Traualter treten würde; bald ließen sie Papierfetzen auf sein Haupt herabregnen und riefen ihm zu, es seien Schneeflocken.

Aber Akakij Akakjewitsch hatte nie ein Wort der Erwiderung auf all diese Attacken; es war, als wäre überhaupt niemand um ihn. [...] Nur wenn der Spaß unerträglich wurde, wenn er beim Arm gefasst und so am Schreiben verhindert wurde, dann sagte er: ‚Lassen Sie mich doch! Warum wollen Sie mich kränken?‘ Und es lag etwas eigentümlich Rührendes in diesen Worten und in der Art, wie er sie aussprach.

Eines Tages begab es sich, dass, als ein erst vor kurzem in der Kanzlei angestellter junger Mensch, von den anderen angestachelt, seinen Witz ebenfalls an ihm üben



N. Gogol

wollte, dieser plötzlich beim Klang von Akakij's Stimme wie angewurzelt dastand und den alten Beamten von diesem Augenblick an mit ganz anderen Augen ansah. Es war ihm, als ob eine übernatürliche Macht ihn von seinen Kollegen, die er hier kennengelernt und die er für wohlgezogene anständige Leute gehalten, fortziehe und ihm einen Widerwillen gegen sie einflöße. Und noch lange nachher, in glücklichsten Augenblicken, sah er das Bild des armen kleinen Titularrats mit der kahlen Stirn vor sich, und noch immer tönten ihm die Worte im Ohr: „Lassen Sie mich doch! Warum kränken Sie mich?“ Und aus diesen Worten hörte er noch andere heraus – die Worte: „Bin ich nicht euer Bruder?“ Und da verbarg der junge Mann das Gesicht in den Händen, oftmals überkam ihn ein Schauer bei dem Gedanken, wie viel Unbarmherzigkeit im Menschen steckt, wie viel Roheit in der verfeinerten gebildeten Gesellschaft, sogar in solchen Menschen, die in der Welt als edel und ehrenhaft gelten.'

Offensichtlich hören wir den Aufschrei einer geknechteten Seele. All die grausamen und erniedrigenden Banalitäten des Alltags - Gogol nutzt den kaum zu übersetzenden Begriff der „pošlost“ - werden hier in dem Flehen des unterdrückten Opfers, „Lassen Sie mich doch“, auf die Anklagebank gesetzt. Mehr noch, im mahnenden prophetischen Duktus erscheint der Verweis auf das christliche Gebot der Nächstenliebe: „Bin ich nicht Euer Bruder?“

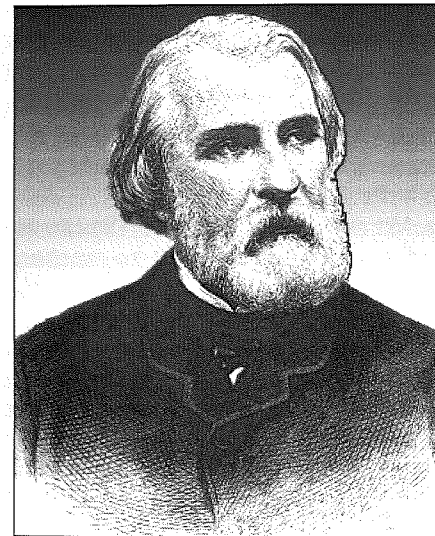
Doch noch etwas anderes fällt dem aufmerksamen Zuhörer allein bei den bis jetzt vorgetragenen Passagen auf und wird viel deutlicher bei der Lektüre der gesamten Erzählung: eine merkwürdige Stilmischung zwischen Komik und tragischem Pathos, zwischen ernsthafter Anklage und absurdem Wortspiel. Was soll man von einem Erzähler halten, der dauernd von seinem Sujet abweicht, vorgibt, sich nicht richtig erinnern zu können und den Leser mit völlig unsinnigen Informationen beheligt?

Es war der russische Formalist Boris Ejchenbaum, der 1918 in seinem Aufsatz „Wie Gogol's ‚Mantel‘ gemacht ist“<sup>2</sup> erstmals auf diese Besonderheit aufmerksam machte und so die künstlerische, im besten Sinn artistische Qualität dieses kleinen Meisterwerks herausstellte. Ejchenbaum verwies auf das groteske Wechselspiel von sentimental-deklamatorischer und komisch-spielerischer Erzählweise. Er geht sogar so weit, die sozialkritische Dimension gänzlich auszublenden. Die Wirklichkeit habe nur dazu gedient, den Stoff zu liefern, eine simple Anekdote habe genügt, eine Stilgroteske ins Werk zu setzen, ein hochkünstlerisches Spiel mit der Realität, aus der Elemente, wie z.B. das soziale Pathos entnommen und auf einer höheren Ebene deformiert werden, allein um zu zeigen, wie das fantastische Erzählen funktioniert. Es handle sich bei dieser Erzählung um ein „Spiel mit der Realität“. Die „humane Stelle“ vergrößert in ihrem sentimentaligen Pathos nur die Diskrepanz zu den sie umgebenden grotesken, satirischen und mit witziger Lautsemantik angefüllten Stellen der Erzählung.

Unser erstes Beispiel zeigt uns in Reinformen die beiden Extreme der Analyse: Literatur nur als austauschbares Mittel zur sozialen Anklage oder als rein ästhetisches Spiel ohne irgendeine Aussagequalität über die Realität.

<sup>2</sup> Abgedruckt in Jurij Striedter (Hg.): Russischer Formalismus. Texte zur allgemeinen Literaturtheorie und zur Theorie der Prosa. München: Fink 1971, S. 123-159.

III Verfolgen wir nun diesen Gedanken weiter und blicken jetzt auf einen Roman Iwan Turgenjews, der 1862 unter dem Titel *Väter und Söhne* erschienen ist und eine tiefgreifende Auseinandersetzung in Russland hervorgerufen hat. Der Inhalt sei zunächst kurz skizziert: Der junge Adlige Kirsanow kommt mit seinem Studienfreund Bazarow, einem angehenden Mediziner, auf das Landgut seines Vaters, der dort mit seinem Bruder lebt. Bei den Gesprächen zwischen Gästen und Gastgebern werden schnell weltanschauliche Differenzen zwischen der jungen und der alten Generation deutlich. Bazarow wird als Nihilist charakterisiert, eine Bezeichnung, die Turgenjew mit diesem Roman in Russland heimisch macht. Bazarow sieht alles unter dem Aspekt der Nützlichkeit, ein tüchtiger Chemiker ist ihm zwanzigmal mehr wert als ein Dichter, aller Transzendentalismus ist ihm nur Obskurantismus; zwischen der Tier- und Menschenwelt sieht er nur einen graduellen, keinen qualitativen Unterschied. Damit stößt er besonders bei Kirsanows Onkel auf größten Widerwillen; dieser wird als Romantiker und Idealist beschrieben, ein Dandy der alten Schule. Der Riss wird so tief, dass es sogar zu einem Duell zwischen dem alten Kirsanow und Bazarow kommt, eine idealistische Reminiszenz, die sich Bazarow nicht verzeihen kann. Doch seine gesamte Nützlichkeitsideologie ist schon zuvor erschüttert worden. Bazarow lernt eine Frau kennen und muss bestürzt feststellen, dass er sich in sie verliebt. Für ihn war Liebe bis dahin nur eine „physiologische Notwendigkeit“, ein eingebildestes Gefühl und eine romantische Krankheit. Doch seine Gefühle für die junge und strahlend schöne Witwe kann er nicht verdrängen, auch wenn sie nicht erwidert werden. Sein ideologisches Gerüst, seine Überzeugungen und Ideen gehen bei der ersten wirklichen Bewährungsprobe mit dem tatsächlichen Leben zugrunde. Er bleibt einsam und isoliert und stirbt plötzlich und jung durch eine Typhusinfektion.



I. Turgenjew

Ist Bazarow ein avantgardistischer, sozial engagierter Vorkämpfer für die neue materialistische Ideologie? Zeigt der Generationenkonflikt nicht die haltlos gewordenen und verwässerten liberalen Ideen der romantischen Generation, die sich längst selbst überlebt hat? Sind die Ideale der Jugend dagegen nicht von Perspektivlosigkeit geprägt und nur auf Destruktion gerichtet? In den zeitgenössischen Kritiken wurde über die Ansichten und den Charakter der literarischen Figur Bazarow debattiert, als handele es sich um eine Person aus der realen Welt, wie etwa Rousseau, Charles Fourier oder Bakunin. Turgenjews Roman bot Stoff genug für eine uferlose Diskussion, in der sich die gesamte gebildete

russische Gesellschaft einmischte. Der Autor hatte einen Nerv der Zeit getroffen und sein Held wurde zum Prototypen eines jungen Sozialrevolutionärs, der je nach politischem Standpunkt alle positiven oder alle negativen Eigenschaften dieses Typus auf sich vereinte.

Dieser soziologischen Analyse, die die Literatur nur zur leicht als eine Plattform tagespoltischer Streitigkeiten begreift, steht allerdings eine seltsame Aussage Turgenjews entgegen, die er in einem seiner letzten Briefe getan hat: „Dieser Bazarow steht mir von allen meinen Romanfiguren am nächsten. Er ist mein liebstes Geisteskind.“ Turgenjew, der ästhetisch feinfühlig, hoch gebildete und aus altem Adelshaus stammende Künstler in Übereinstimmung mit diesem radikalen Nihilisten und Verfechter eines total antiästhetischen Prinzips?

Doch blicken wir auf die literaturgeschichtlichen und kulturhistorischen Traditionen, die Turgenjew aufgreift und in die er seinen Helden einbettet. Bazarow ist sicherlich die radikalste Gestalt aller Figuren, die Turgenjew je geschaffen hat; und gerade durch diese Ausnahmeposition muss er in absoluter Isolation verweilen. Insofern trägt er die klassischen Züge des romantischen Außenseiters, des byronischen Lucifers und eines Prometheus, der der Menschheit das Licht der Erkenntnis bringen will, und sie nehmen ihn nicht an. Sein wahrhaft titanischer Kampf ist nur durch die Sache, um die es geht, ein fortschrittlicher Kampf im Sinne der Sozialrevolutionäre, die Struktur, oder um mit einem modernen Begriff zu operieren, das „Narrativ“ seines Aufbegehrens ist in der Romantik verhaftet geblieben. Turgenjew gelingt das scheinbare Paradox, einen hochromantischen Heldenstoff, eigentlich die tragische Biographie eines genialen Künstlers, in ein realistisches Gewand zu packen, um so den Vorwurf der Unmodernität abzuwehren. Wie stark stilisiert dieser formal so lebensnahe und realistische Roman ist, zeigt die nun folgende Stelle: eine klassische Sterbeszene, in der die einstmalige geliebte, aber unerreichbare schöne Frau an das einsame Sterbebett des von allen Freunden verlassenem Helden getreten ist und nun seine letzten Worte vernimmt – eine kitschige Szene, wie aus einer schlechten italienischen Oper:

„Ja, ich danke,“ sagte Basarow erneut. „Das ist wahrhaftig königlich. Es heißt doch immer, Könige besuchen die Sterbenden.“ „Ich hoffe, Jewgeni Wassiljitsch ...“ „Ach, Anna Sergejewna, reden wir offen miteinander. Mit mir geht es zu Ende. Die Uhr ist abgelaufen. Es war also richtig, sich keine Gedanken um die Zukunft zu machen. Sterben ist eine alte Leier, aber für jeden neu. Bis jetzt habe ich noch keine Angst – und dann schwinden ja die Sinne, und fff! ... Ja, was soll ich Ihnen noch sagen – dass ich Sie liebte? Das war schon früher hirnverbrannt und wäre es jetzt noch mehr. Liebe ist eine Form, und meine Form verfällt schon. Ich sollte lieber davon reden, was für eine wunderbare Frau Sie sind! Und jetzt stehen Sie vor mir, so schön ...“ Anna Sergejewna fröstelte unwillkürlich.

„Aber, aber, seien Sie nur unbesorgt, setzen Sie sich dort hin. Kommen Sie mir nicht zu nahe, meine Krankheit ist ansteckend.“

Anna Sergejewna kam nun rasch durchs Zimmer geschritten und setzte sich auf den Sessel neben dem Diwan.

„Wie hochherzig!“ murmelte er. „Ach, so nahe, und so jung, zart, rein – in diesem elenden Zimmer! Nun, dann adieu! Möge Ihnen ein langes Leben beschieden sein, das ist das schönste, und nutzen Sie die Zeit. Sie sehen ja, was das für ein grässlicher Anblick ist: Der Wurm ist halb zertreten und krümmt sich noch. Ich habe ja auch geglaubt, ich würde noch so viel zuwege bringe – sterben, ach was! Ich habe doch eine Aufgabe, ich bin doch ein Mordskerl! Jetzt ist es die Aufgabe dieses Mordskerls, mit möglichst viel Anstand zu sterben, wenn das ja auch keinen was angeht – egal: Den Schwanz einkneifen werde ich nicht.“

Basarow schwieg und tastete nach seinem Glas. Ohne den Handschuh abzustreifen, mit ängstlich verhaltenem Atem, reichte ihm Anna Sergejewna zu trinken.

„Sie werden mich vergessen,“ begann er wieder. „Tote und Lebende sind kein Gesspann. Vater wird Ihnen erzählen, was Russland für einen Mann an mir verliert. Blanker Unsinn! Aber lassen Sie dem Alten seinen Glauben. Das Kind muss seinen Spaß haben, Sie wissen ja. Und seien Sie nett zu Mutter. Leute wie diese beiden können Sie in Ihrer besseren Gesellschaft am helllichten Tage mit der Laterne suchen. – Russland braucht mich? Nein, offenbar doch nicht. Wen braucht man denn schon? Den Schuster, den Schneider, den Fleischer. Er verkauft Fleisch, der Fleischer – Augenblick, ich fasele. Das ist ein Wald ...“

Basarow legte sich die Hand auf die Stirn. Anna Sergejewna beugte sich über ihn. „Ich bin hier, Jewgeni Wassiljitsch ...“

Augenblicklich zog er die Hand zurück und richtete sich auf. „Leben Sie wohl“, sagte er mit jäher Kraft, und in seinen Augen strahlte ein heller Glanz. „Leben Sie wohl. – Hören Sie, ich habe Sie doch damals nicht geküsst? Blasen Sie noch einmal in die erlöschende Lampe, dann soll sie ausgehen.“

Anna Sergejewna drückte die Lippen auf seine Stirn. „Genug!“ sagte er und sank ins Kissen zurück. „Jetzt ... Finsternis ...“

Anna Sergejewna verließ leise das Zimmer.

IV Kommen wir nun zum dritten Beispiel aus der russischen Literatur des 19. Jahrhunderts, das uns zeigt, wie eng Kunst und Leben miteinander verquickt sind, das uns aber auch deutlich machen soll, dass man die Kunst nicht einfach als Fortschreibung oder Kommentar zu den realen Gegebenheiten in der jeweiligen Gegenwart betrachten darf. Es handelt sich hierbei um den letzten Roman Fjodor Dostojewskis, die *Brüder Karamasow* von 1881. Dem Inhalt nach geht es, grob zusammengefasst, um die Geschichte eines Vätermordes. Der alte Fjodor Karamasow hat drei Söhne, Dmitrij, genannt Mitja, Iwan und Aljoscha. Außerdem lebt in seinem Haus noch ein gewisser Smerdjakow (d.h. der Stinkende), der als Diener angestellt ist, aber ein unehelicher Sohn des alten Karamasow ist. Dieser Smerdjakow wird seinen Hausherrn und Vater ermorden, jedoch wird Mitja des Verbrechens angeklagt. Nach einem Prozess, der sich als juristische Farce herausstellt und in dem Mitja verurteilt wird, nimmt dieser gleichwohl die Schuld auf sich, da er erkennt, dass er den Tod seines Vaters gewollt hat und so schuldig geworden ist. Der Clou bei Dostojewskij besteht nun darin zu zeigen, dass auch die beiden anderen Söhne jeweils eine eigene Schuld am Tod des Vaters tragen, Iwan sogar sehr direkt als Anstifter Smerdjakows. Um diese beiden anderen Söhne geht es nun in dem hier vor-



getragenen Textausschnitt. Iwan ist ein Intellektueller und Zweifler, der, wie jeder echte Held in Dostojewskijs Roman mit der Einrichtung der Welt hadert und verzweifelt nach Gott fragt in einer durch das Böse scheinbar sinnlos gewordenen Welt. Aljoscha ist als angehender Mönch die Verkörperung eines potentiell idealen Menschen, der sich jedoch erst noch bewähren muss. Dostojewskij hatte eigentlich noch eine Fortsetzung des Romans geplant, in dem die weitere Entwicklung Aljoschas zum vollkommenen Menschen, und d.h. bei Dostojewskij die Entwicklung zum Abbild Christi, geschildert werden sollte. Doch jetzt zu unserem Ausschnitt. Es handelt sich hierbei um ein Zwiegespräch zwischen Iwan und seinem Bruder Aljoscha, das sich eigentlich als ein Monolog Iwans erweist. Er will seinem Bruder erklären, warum er die Welt, so wie sie ist, nicht akzeptiert. Wohlgedacht: er sagt damit nicht, dass er nicht an Gott glaubt, im Gegenteil, er mag existieren und damit auch eine Aussicht auf Erlösung und Ewiges Leben nach Leiden und Qual, aber gerade eine solche Einrichtung der Welt akzeptiert Iwan nicht. Das Kapitel ist überschrieben mit „Empörung“. Und Iwan fährt die schwersten und zurzeit leider wieder aktuellsten Geschütze auf, die gegen die Sinnhaftigkeit vom Bösen und Schmerz in der Welt sprechen: das Leiden der Kinder. Alle Beispiele, die Iwan hier anführt, sind aus damals aktuellen Zeitungsberichten entnommen, Dostojewskij war ein schon manischer Zeitungsleser und stellt so den Bezug zur unmittelbaren Wirklichkeit direkt her. In der russischen Literatur kennt man den Begriff der „literatura fakta“, der Faktenliteratur, in der Elemente der Empirie – Zeitungsartikel, mündliche Berichte, Parteitagbeschlüsse, Slogans usw. – möglichst unkommentiert, aber in absichtsvoller Montage vorgestellt werden. Mit „Fakten“ haben wir es hier auch zu tun, aber sehen wir, was Iwan Karamasow aus ihnen macht:

„Eigentlich wollte ich von den Leiden der Menschheit überhaupt reden, aber es ist wohl besser, wenn wir uns auf die Leiden der Kinder beschränken. Dadurch wird der Umfang meiner Beweisführung zwar auf ein Zehntel gemindert, und doch redet man besser nur von den Kindern. Für mich ist diese Beschränkung freilich nicht vorteilhaft. Aber erstens kann man die Kinder sogar aus der Nähe lieben, sogar die schmutzigen, sogar die mit hässlichen Gesichtern; mir scheint übrigens, Kinder haben nie hässliche Gesichter. Zweitens werde ich auch deswegen nicht von den Erwachsenen reden, weil bei ihnen, abgesehen davon, dass sie widerwärtig sind und keine Liebe verdienen, lediglich so etwas wie eine Vergeltung stattfindet. Sie haben von dem Apfel gegessen und erkannt, was gut und böse ist, und sind ‚wie Gott‘ geworden. Und sie essen auch weiterhin von dem Apfel. Die Kinderchen jedoch haben nicht davon gegessen und sind einstweilen noch völlig unschuldig. [...] ‚Ach übrigens‘, fuhr Iwan Fjodorowitsch fort, [...] ‚unlängst hat mir ein Bulgare in Moskau erzählt, was für Gräueltaten die Türken und Tscherkessen aus Furcht vor einem allgemeinen Aufstand der Slawen überall in Bulgarien verüben. Sie sengen und brennen, morden, vergewaltigen Frauen und Kinder, nageln Gefangene mit den Ohren an Zäune und lassen sie so die Nacht über stehen, um sie dann aufzuhängen, und so weiter. Vieles davon kann man sich überhaupt nicht vorstellen. Man spricht mitunter von der ‚bestialischen‘ Grausamkeit eines Menschen – aber das ist den Bestien gegenüber eine arge Ungerechtigkeit und Beleidigung. Eine Bestie kann nie so

grausam sein wie der Mensch, auf so raffinierte, kunstvolle Art grausam. Der Tiger beißt einfach zu und zerreißt, weiter kann er nichts. Es würde ihm gar nicht in den Sinn kommen, Menschen über Nacht an den Ohren festzunageln, selbst wenn er das könnte. Diese Türken haben unter anderem auch Kinder geradezu wollüstig gefoltert. So haben sie mit ihren Dolchen Ungeborene aus dem Mutterleib geschnitten und Säuglinge vor den Augen der Mütter in die Höhe geworfen, und mit den Bajonetten aufgefangen. Dass dies vor den Augen der Mütter geschah, war die besondere Würze des Vergnügens. Und nun will ich dir eine kleine Geschichte erzählen, die mir besonders interessant war. Stell dir vor: Ein kleines Kind auf dem Arm der vor Angst zitternden Mutter, ringsherum Türken, die in das Haus eingedrungen sind. Sie haben sich ein Späßchen ausgedacht. Liebkosen das Kindchen, lachen, um es zum Lachen zu bringen, es gelingt ihnen, das Kind ist ganz vergnügt. In diesem Augenblick zielt ein Türke mit der Pistole auf das Kleine, eine Spanne weit von seinem Gesicht. Das Kleine lacht fröhlich und streckt die Ärmchen aus, um nach der Pistole zu greifen. Und plötzlich drückt der Witzbold ab, schießt ihm mitten ins Gesicht und zerschmettert ihm das Köpfchen ... Kunstvoll, nicht wahr? Die Türken sollen übrigens große Freunde von Süßigkeiten sein.’

‚Bruder, wozu erzählst du das alles?‘ fragte Aljoscha. ‚Ich glaube, wenn der Teufel nicht existiert und ihn somit der Mensch erschaffen hat, dann nach seinem Bilde.’

‚Du fragst eben, wozu ich das alles erzähle: Siehst du, ich bin ein Liebhaber und Sammler gewisser Tatsachen und schreibe mir aus Zeitungen und anderen Quellen, wo ich gerade etwas finde, bestimmte Geschichtchen heraus und sammle sie; ich habe bereits eine hübsche Kollektion. Die Türken sind natürlich auch in die Sammlung aufgenommen, aber das sind Ausländer. Ich habe auch Geschichtchen aus unserem lieben Vaterland und sogar noch bessere als die türkischen. Du weißt, bei uns wird mehr mit Ruten und Peitschen geprügelt, das ist eine nationale Eigentümlichkeit. Angenagelte Ohren sind bei uns undenkbar, denn wir sind doch Europäer. Ruten- und Peitschenhiebe – das ist etwas, was uns gehört und uns nicht genommen werden kann. [...] Aber man kann ja auch Menschen peitschen. Ein intelligenter, gebildeter Herr und seine Gemahlin peitschen zum Beispiel ihr eigenes Töchterchen, ein siebenjähriges Kind, mit Gerten – darüber habe ich mir ausführliche Aufzeichnungen gemacht. Papachen freut sich, dass Ansätze von Zweigen an den Gerten sind. ‚Dann zieht es besser!‘ sagt er und beginnt seine eigene Tochter zu peitschen. Ich weiß zuverlässig, es gibt Menschen, die beim Prügeln mit jedem Schlag erregter werden, bis zur Wollust, bis zu einem regelrechten Wollustgefühl, das sich mit jedem Schlag steigert. Jener Vater schlägt also eine Minute lang, dann werden es fünf Minuten, dann zehn, er schlägt weiter, immer mehr, die Schläge fallen immer häufiger und schmerzhafter. Das Kind schreit, es kann schließlich nicht mehr schreien, es keucht nur noch: ‚Papa, Papa, lieber Papa, lieber Papa!‘ Durch irgendeinen seltsamen Zufall kommt die Sache vor Gericht. Der Angeklagte nimmt sich einen Advokaten. Das einfache Volk in Russland nennt einen Advokaten schon längst ein ‚gemietetes Gewissen‘. Der Advokat führt zur Verteidigung seines Klienten an: ‚Eine ganz einfache Sache, wie sie in jeder Familie vorkommt: Ein Vater hat seine kleine Tochter durchgehauen, und zur Schande unserer Tage kommt so etwas vor



Gericht!' Die Geschworenen lassen sich überzeugen, ziehen sich zurück und fällen Freispruch. Das Publikum brüllt vor Freude, dass der Peiniger freigesprochen ist. Schade, schade, dass ich nicht dabei war! Ich hätte den Antrag gestellt, zu Ehren dieses Folterknechtes ein Stipendium auf seinen Namen zu stiften ... Allerliebste kleine Geschichten sind das! Doch ich habe über Kinder noch bessere Geschichten. Ich habe über Kinder sehr, sehr viel Material gesammelt, Aljoscha. Ein kleines fünfjähriges Mädchen wurde aus irgendeinem Grund von Vater und Mutter, einem sehr achtbaren Beamten und seiner Frau, gebildeten, wohlgezogenen Leuten, gehasst. Ich behaupte erneut mit aller Bestimmtheit, die Lust, Kinder zu misshandeln, und zwar ausschließlich Kinder, ist eine Besonderheit vieler Menschen. Gegenüber allen anderen menschlichen Wesen benehmen sich dieselben Leute wohlwollend und freundlich, als gebildete, humane Europäer, doch Kinder zu misshandeln ist ihnen geradezu ein Vergnügen. Unter diesem Gesichtspunkt lieben sie die Kinder sogar. Gerade die Wehrlosigkeit der kleinen Geschöpfe hat etwas Verlockendes für diese Rohlinge. Die engelhafte Zutraulichkeit des Kindes, das nicht weiß, wo es bleiben und an wen es sich wenden soll - das ist es, was das Blut des Folterers erhitzt. [...] Die gebildeten Eltern unterwarfen also dieses arme fünfjährige Mädchen allen möglichen Foltern. Sie schlugen es, peitschten es, stießen es mit Füßen, ohne zu wissen warum, so dass der ganze Körper der Kleinen mit blauen Flecken bedeckt war. Zuletzt verfielen sie auf höchst raffinierte Martern. Sie sperrten sie bei starker Kälte eine ganze Nacht auf dem Abort ein. Und sie beschmierten ihr das Gesicht mit Kot und zwangen sie, diesen Kot zu essen: zur Strafe dafür, dass sie sich nachts bei einem körperlichen Bedürfnis nicht gemeldet hatte. Die eigene Mutter zwang sie dazu, die eigene Mutter! Und diese Mutter konnte schlafen, während das Stöhnen des armen Kindes zu hören war, das sie an diesem widerwärtigen Ort eingesperrt hatten. Verstehst du das, wenn das kleine Wesen, das noch nicht einmal zu begreifen versteht, was mit ihm geschieht, sich in Dunkelheit und Kälte und Gestank mit dem Fäustchen ängstlich gegen die Brust schlägt und mit unschuldigen, frommen Tränen den ‚lieben Gott‘ um Schutz anfleht - verstehst du diese Sinnlosigkeit, du mein Freund und Bruder, du demütiger Diener Gottes? Verstehst du, wozu diese Sinnlosigkeit notwendig ist, wozu sie da ist? Man sagt, ohne sie könnte der Mensch gar nicht auf Erden leben; er würde das Gute und das Böse nicht erkennen. Aber wozu sollen wir dieses verdammte Gute und Böse erkennen, wenn uns das so teuer zu stehen kommt? Eine ganze Welt von Erkenntnis wiegt ja nicht die Tränen auf, mit denen das Kind zum ‚lieben Gott‘ betet! Ich rede nicht von den Leiden der Erwachsenen, die haben von dem Apfel gegessen, hol' sie alle der Teufel! Aber die kleinen Kinder!' [...]

Iwan schwieg etwa eine Minute lang, und sein Gesicht wurde plötzlich sehr traurig. ‚Hör mich an. Ich habe die Kinder nur als Beispiel benutzt, damit der Beweis deutlicher wurde. [...] Ich bin eine Wanze und gestehe in aller Demut, dass ich nicht begreifen kann, warum alles so eingerichtet ist. Die Menschen, heißt es, sind selbst schuld daran; es war ihnen das Paradies gegeben, aber es verlangte sie nach Freiheit, und sie stahlen aus dem Himmel das Feuer, obwohl sie selbst wussten, dass sie unglücklich würden - also haben sie kein Recht, sich zu beklagen. Nach meiner

Ansicht steht es nicht so. Nach meinem kläglichen irdischen, euklidischen Verstand weiß ich nur, dass es Leiden gibt, dass keine Schuldigen vorhanden sind, dass überall direkt und einfach das eine aus dem anderen hervorgeht, dass alles fließt und sich ins Gleichgewicht setzt - aber das ist ja nur euklidischer Unsinn! Ich weiß das, und ich kann mich nicht überwinden, auf Grund dieses Unsinnns zu leben! Was habe ich davon, dass es keine Schuldigen gibt und dass überall eines direkt und einfach aus dem anderen hervorgeht und dass ich das weiß - ich brauche Vergeltung, sonst vernichte ich mich ja selbst. Und zwar Vergeltung nicht irgendwo und irgendwann in der Unendlichkeit, sondern schon hier auf Erden, und so, dass ich sie selbst sehe. Ich habe geglaubt, also will ich auch selbst sehen! [...] Ich habe nicht deshalb gelitten, um mit meiner Persönlichkeit, mit meinen Übeltaten und mit meinen Leiden jemandem die künftige Harmonie gewissermaßen zu düngen. Ich will mit eigenen Augen sehen, wie die Hirschkuh sich neben den Löwen legt, wie der Ermordete aufersteht und seinen Mörder umarmt. Ich will dabei sein, wenn alle plötzlich erkennen, warum alles so gewesen ist. Auf diesem Wunsch beruhen alle Religionen auf der Erde, und ich bin gläubig. Aber da sind nun noch die kleinen Kinder, was soll ich mit denen anfangen? Das ist eine Frage, auf die ich keine Antwort finde. [...] Pass auf! Wenn alle leiden müssen, um durch ihr Leiden die ewige Harmonie zu erkaufen - inwiefern sind daran die kleinen Kinder beteiligt? Das sag mir doch bitte! Es gibt überhaupt keine Erklärung, warum auch sie leiden und durch ihr Leiden die Harmonie erkaufen müssen. [...] Nein, Aljoscha, ich lästere Gott nicht! Ich begreife ja, wie gewaltig die Erschütterung des Weltalls sein muss, wenn alles, was im Himmel und auf Erden und unter der Erde ist, zusammenfließen wird in einen einzigen Lobgesang, und alles, was da lebt und gelebt hat, rufen wird: ‚Gerecht bist du, Herr, denn deine Wege sind offenbar geworden!‘ [...] Dann wird die Erkenntnis natürlich ihren Gipfelpunkt erreichen, und alles wird seine Erklärung finden. Aber da sitzt eben der Haken, gerade das kann ich nicht akzeptieren. [...] Solange es noch Zeit ist, beeile ich mich, Einspruch zu erheben, und darum will ich von der höchsten Harmonie überhaupt nichts wissen. Sie ist nicht einmal die Tränen jenes einen gequälten Kindes wert, das sich mit dem Fäustchen an die Brust schlug und in seinem stinkenden Gefängnis mit ungesühnten Tränen zum ‚lieben Gott‘ betete! Sie ist diese Tränen nicht wert, weil sie ungesühnt geblieben sind. Sie müssen gesühnt werden, sonst ist eine Harmonie unmöglich. [...] Ich will verzeihen, will umarmen, ich will nicht, dass weiter gelitten wird! Und wenn die Leiden der Kinder helfen mussten, um jene Summe von Leiden voll zu machen, die zur Erkaufung der Wahrheit notwendig war, so behaupte ich, dass die ganze Wahrheit diesen Preis nicht wert ist. [...] Ich will keine Harmonie! Aus Liebe zur Menschheit will ich sie nicht! Lieber will ich meine ungerächten Leiden behalten. [...] Selbst wenn ich unrecht haben sollte. Für diese Harmonie wird ein gar zu hoher Preis verlangt; es entspricht nicht unserem Geldbeutel, so viel Eintrittsgeld zu bezahlen! Darum beeile ich mich, mein Eintrittsbillett zurückzugeben. Und wenn ich auch nur ein einigermaßen ehrenhafter Mensch bin, so bin ich verpflichtet, das möglichst rasch zu tun. Das tue ich denn auch. Nicht, dass ich Gott nicht anerkenne, Aljoscha ich gebe ihm nur mein Billett ergebenst zurück.'

‚Das ist Rebellion‘, sagte Aljoscha leise, mit niedergeschlagenen Augen.“

Nach diesem Gipfel der Gotteswiderlegung, hier mit dem aus Schillers Gedicht „Resignation“ entnommen Motiv des zurückgegebenen „Vollmachtbrief[s] zum Glücke“ vorgetragen, folgt schließlich das berühmte Poem vom Großinquisitor, in dem Jesus auf die Erde zurückkehrt in das Spanien des 16. Jahrhunderts und dort von der Inquisition verhaftet wird.

Haben wir es hier also mit der gerechten Empörung eines an der Wirklichkeit zweifelnden Idealisten zu tun? Die äußerste Widerlegung Gottes im Angesicht einer Welt, in der das Böse seine unbegrenzte und sinnlos wirkende Herrschaft aufgerichtet hat? In der Tat lässt Iwan Karamasow seine Gotteszweifel in einer scharfen Pointe enden, die durch eine empirisch belegbare Argumentation gestützt wird und nichts mit plattem Atheismus zu tun hat: Gott mag existieren, aber Er hat die Berechtigung für sein Wirken verloren im Angesicht des grenzenlosen Leidens von Unschuldigen in der Welt. Sein Heils- und Erlösungsplan ist zu teuer erkaufte und dadurch fehlerhaft, somit hat der Mensch das Recht, sein „Eintrittsbillet in das Paradies zurückzugeben.“

Doch Vorsicht: Dostojewskij hat sein Werk viel komplizierter konstruiert. Die oftmals herausgelegte Polyphonie seiner Werke, eine Mehrstimmigkeit, bei der jede Stimme ihre eigene Gültigkeit besitzt, trifft hier nicht zu. Die Pointe des Autors lautet nämlich: Gerade weil Iwan so argumentiert, wie er es tut, d.h. gestützt auf die rationalen Erwägungen seiner Vernunft, bleibt er für das eigentliche göttliche Geheimnis unempfänglich und damit in einer falschen Sichtweise verhängen. Iwans Betrachtungen sind ein Musterbeispiel für Dostojewskijs „machiavellistische Poetik“, wie der Heidelberger Literaturwissenschaftler Horst-Jürgen Gerigk sie beschreibt.<sup>3</sup> D.h. der Autor treibt seine Leser zum Äußersten mit allen Mitteln, auch mit denen der Trivialliteratur. Er verbindet fünf große Themenbereiche, die sich der Aufmerksamkeit der Massen sicher sein können: Verbrechen, Krankheit, Sexualität, Religion und Politik. Der sensationslüsterne Durchschnittsleser wird befriedigt, wobei aber, und das ist wichtig, die Weltanschauung des Autors genauso aufgezwungen wird. Hierin ist die Meisterschaft Dostojewskijs zu sehen. In seiner Weltanschauung ist Iwan Karamasow eine besonders finstere Ausprägung des Kellerlochmenschen, den er in seiner Erzählung von 1864 fixiert hat und der etwa in Raskolnikow aus *Schuld und Sühne* oder in Pjotr Werchowenskij aus den *Dämonen* weitere Gestaltungen gefunden hat; die euklidische Vernunft führt in diesen Figuren zur Lebensverneinung, die Psychologie des Ressentiments ist in ihnen voll ausgebildet und macht sie zu lebensuntüchtigen Geschöpfen. Sie benutzen ihre Vernunft, um sich von Christus zu entfernen und andere Menschen mitzuziehen. Für das in Dostojewskijs Sinne wichtigste Gebot der christlichen Lehre, das Mitleid und die unbedingte Nächstenliebe, sind sie ungeeignet. Und unerbittlich zeigt der Autor schon im Romangeschehen an, dass ihre Ansichten keine Zukunft haben und krankhaft sind: Iwan verfällt in geistige Umnachtung.

<sup>3</sup> Vgl. Horst-Jürgen Gerigk: Die Gründe für die Wirkung Dostojewskijs. In: *Dostoevsky Studies* 2 (1981), S. 3-26.

V Lassen Sie mich abschließend auf ein besonders extremes Beispiel des Wechselverhältnisses von Kunst und Leben in Russland eingehen, in dem gezeigt wird, wie ein künstlerisches Produkt für seinen Autor im tatsächlichen Leben unangenehme Konsequenzen haben kann. Dieser Aspekt sollte dann in der russischen Literatur des 20. Jahrhunderts einen leider nur allzu beherrschenden Einfluss haben. Um es mit einem berühmten Wort des Dichters Ossip Mandelstam auf den Punkt zu bringen: „Nirgendwo in der Welt wird der Literatur eine gleich große Bedeutung zugemessen wie in Russland. Sie vermag ihren Autor sogar zu töten.“ Mandelstam wurde u.a. wegen eines abfälligen Gedichts auf Stalin verhaftet und starb in der sibirischen Verbannung. Auch unser Beispiel zeigt, wie die konsequente Anwendung eines bestimmten künstlerischen Verfahrens in einem Roman für den Autor in der Wirklichkeit ein Nachspiel hat, hier im konkreten Fall zur Exkommunikation durch die Orthodoxe Kirche führt. Es geht um Lew N. Tolstoj's letzten Roman *Auferstehung*, der 1899 publiziert wurde. In ihm erkennt der russische Fürst Nechljudow in einer Angeklagten vor Gericht eine frühere Bedienstete. Er selbst hatte sie damals verführt und sie dann verlassen. Nun ist sie des Mordes angeklagt, wird verurteilt und in die Verbannung geschickt. Reumütig folgt ihr der Fürst in die Verbannung. Nachdem Tolstoj schon zuvor verschiedene Angriffe auf das Christentum allgemein und die russische Kirche im besonderen gestartet hatte, war die bitterböse und parodistische Schilderung des Ablaufs eines Gefängnisgottesdienstes für Häftlinge und Aufseher der berühmte Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte: 1901 wurde Tolstoj exkommuniziert. Hier nun Auszüge aus dem oft inkriminierten Romankapitel, in dem, das darf man nicht vergessen, eine orthodoxe Liturgie geschildert wird:

Der Gottesdienst begann. Er bestand darin, dass der Priester, nachdem er ein besonders seltsames, sehr unbequemes Brokatgewand angelegt hatte, Brot in Stücke schnitt und diese auf ein Schälchen ordnete, um sie sodann in einen Kelch mit Wein zu legen, wobei er verschiedene Namen und Gebete hersagte. Währenddessen las der Küster erst, und dann sang er ohne Aufhören, wobei er mit dem Chor der Häftlinge abwechselte, verschiedene kirchenslawische, an sich schon schwer verständliche und infolge des raschen Verlesens und Singens noch weniger verständliche Gebete. Diese Gebete erschöpften sich fast ausschließlich in Wünschen für die Wohlfahrt Seiner Majestät und der kaiserlichen Familie. Für sie wurden im Verein immer neue Fürbitten gesprochen, zusammen mit anderen Gebeten oder auch für sich allein. Außerdem wurden von dem Küster einige Verse aus der Apostelgeschichte verlesen; er sprach jedoch mit einer derartig seltsamen, angestregten Stimme, dass es unmöglich war, etwas davon zu verstehen. Der Priester las darauf sehr deutlich jene Stelle aus dem Evangelium des Markus vor, in der gesagt wird, dass Christus nach seiner Auferstehung, ehe er gen Himmel fuhr und zur Rechten des Vaters saß, zuerst der Maria Magdalena erschien, aus der er sieben Teufel ausgetrieben hatte, und dann den elf Jüngern, [...]

Das Wesentliche des Gottesdienstes beruhte auf der Annahme, dass die vom Priester zerschnittenen und in den Wein gelegten Brotstücke sich bei gewissen Manipulationen und Gebeten in den Leib und das Blut Gottes verwandeln. Diese Manipulationen bestanden darin, dass der Priester gleichmäßig, obgleich ihn das übergezo-



L.N. Tolstoj

gene sackartige Brokatgewand behinderte, beide Arme in die Höhe reckte, sich dann auf die Knie niederließ und den Tisch und alles, was sich auf ihm befand, küsste. Als Haupthandlung aber schwenkte der Priester eine Serviette, die er mit beiden Händen gefasst hielt, gleichmäßig und langsam über den goldenen Kelch und das Schälchen. Man nahm an, dass eben während dieser Zeit aus dem Brot und Wein Leib und Blut werde; und daher war dieser Augenblick des Gottesdienstes von besonderer Feierlichkeit. ‚In Sonderheit der allerheiligsten, allerreinsten und allergesegnetsten Mutter Gottes!‘ schrie der Priester laut hinter der Ikonostase, und der Chor antwortete mit feierlichen Gesängen, dass es sehr schön sei, die Magd Maria zu preisen, die Christus ohne Verletzung der Jungfrauenschaft geboren habe, dafür ei-

ner größeren Ehre gewürdigt worden sei als irgendwelche Cherubim und eines größeren Ruhmes als irgendwelche Seraphim. Danach, so nahm man an, war die Verwandlung vollzogen. Der Priester hob die Serviette von dem Schälchen, zerschnitt das mittlere Brotstück in vier Teile und tauchte es erst in den Wein und steckte es dann in den Mund. Nach allgemeiner Überzeugung hatte er also ein Stück vom Leib Gottes verzehrt und einen Schluck von seinem Blut getrunken. Darauf zog er den Vorhang vor der mittleren Tür des Altars zurück, öffnete die Tür, nahm den goldenen Kelch in die Hände, ging mit ihm durch die mittlere Tür und lud diejenigen, die es danach verlangte, ein, ebenfalls vom Leib und Blut Gottes zu essen, die sich in dem Kelch befanden.

Nur einige Kinder verlangten danach. Zuerst fragte der Priester sie nach ihren Namen, und dann steckte er jedem der Reihe nach ein Stückchen in Wein getauchtes Brot tief in den Mund, das er vorsichtig mit einem Löffelchen aus dem Kelch gefischt hatte. Der Küster aber wischte den Kindern sofort den Mund ab und sang dazu mit lustiger Stimme ein Lied, dass die Kinder den Leib Gottes äßen und sein Blut tranken. Schließlich trug der Priester den Kelch wieder hinter die Ikonostase, trank alles Blut, das sich noch in dem Kelch befand, und aß alle Stücke des Leibes Gottes auf; nachdem er sich den Schnurrbart und den Mund abgewischt und auch den Kelch gesäubert hatte, kam er munteren Schrittes, wobei die dünnen Sohlen der kalbsledernen Stiefel knarrten, und in der heitersten Gemütsverfassung hinter der Ikonostase hervor.

Damit war der christliche Gottesdienst zu Ende. Aber da der Priester die unglücklichen Gefangenen trösten wollte, fügte er dem gewöhnlichen Gottesdienst noch einen besonderen hinzu.

Er stellte sich also vor das schmiedeeiserne, vergoldete Bild jenes Gottes, von dem er, wie man meinte, gegessen hatte - das Bild hatte ein schwarzes Gesicht und schwarze Hände und wurde von einem Dutzend Wachskerzen beleuchtet -, und trug mit sonderbarer, falscher Stimme, weder singend noch sprechend, folgende Worte vor: ‚Jesus, du Süßester, du Wort der Apostel, Jesus, du Lob der Märtyrer, du allmächtiger Herrscher, erlöse mich, Jesus, mein Heiland! Mein Jesus, du Schönster, erbarme dich meiner, der ich bei dir, mein Heiland, Zuflucht suche. Erbarme dich um der Fürbitte derer willen, die dich geboren hat, und aller deiner Heiligen, Jesus, und auch aller Propheten, mein Heiland Jesus! Und würdige mich der Süße des Paradieses, mein Jesus, du Menschenfreund! [...] ‚Jesus, Sohn Gottes, erbarme dich meiner.‘

Hier endlich machte er abermals eine Pause, indem er mit immer stärker anschwellender Stimme den Namen Jesus wiederholte; er raffte mit der Hand den Talar am seidenen Unterfutter zusammen, ließ sich auf ein Knie nieder und verbeugte sich bis zur Erde. Der Chor aber sang, die letzten Worte wiederholend: ‚Jesus, Sohn Gottes, erbarme dich meiner.‘ Die Gefangenen fielen ebenfalls auf die Knie und standen wieder auf, während sie die auf der einen Kopfhälfte stehengelassenen Haare zurückschüttelten und mit den Beinschellen, die ihnen die mageren Beine rieben, klirrten. So ging es längere Zeit. Zuerst wurden die Lobpreisungen, die mit den Worten endigten ‚Erbarme dich meiner‘, und dann andere Lobpreisungen, die mit dem Wort ‚Halleluja‘ endigten. Die Gefangenen bekreuzten und verneigten sich zuerst bei jeder Unterbrechung, später aber verbeugten sie sich nur mehr bei jeder zweiten oder gar dritten Pause, und alle waren sehr froh, als die Lobpreisungen zu Ende waren und der Priester, erleichternd seufzend, das Büchlein zuklappte und hinter die Ikonostase ging. Noch eine letzte Handlung blieb zu vollziehen: der Priester musste vom großen Altartisch das vergoldete Kreuz mit den Emailmedaillons an den Enden nehmen und mit ihm in die Mitte der Kirche gehen. Zuerst trat der Inspektor heran und küsste das Kreuz, dann folgten die Aufseher, und zuletzt drängten sich die Gefangenen herzu, die flüsternd miteinander schimpften. Der Priester, der sich unterdessen mit dem Inspektor unterhielt, schob das Kreuz und seine Hand den herantretenden Häftlingen an den Mund, manchmal aber auch gegen die Nase. Die Gefangenen jedoch bemühten sich, sowohl das Kreuz wie die Hand des Priesters zu küssen. So endete der christliche Gottesdienst, der zur Tröstung und Belehrung der verirrtten Brüder abgehalten wurde.

Und niemandem unter den Anwesenden [...] kam es in den Sinn, dass derselbe Jesus, dessen Namen der Priester so unzählige Male mit wohltonender Stimme wiederholte, indem er ihn mit allen möglichen seltsamen Worten pries - dass gerade dieser Jesus all das verboten hatte, was hier verrichtet wurde: nicht nur einen solchen sinnlosen Wortschwall und die gotteslästerliche Hexerei der Priester mit dem Brot und Wein, sondern auch, dass die einen Menschen die anderen Meister nennen; dass er die Gebete in den Tempeln verboten und jedem befohlen hatte, in der Einsamkeit zu beten. Dass er die Tempel selbst verboten, [...]. Und vor allem, dass er nicht nur verboten hatte, über andere zu richten und sie in Kerkern festzuhalten - sie zu quälen, zu beschimpfen, hinzurichten, wie es hier geschah -, sondern dass

er jegliche Vergewaltigung der Menschen verboten hatte, indem er sprach, dass er gekommen sei, die Gefangenen in Freiheit zu setzen.

Niemandem von den Anwesenden kam es in den Sinn, dass alles, was hier verrichtet wurde, die größte Lästerung und Verhöhnung des gleichen Jesus sei, in dessen Namen all das geschah. Niemandem kam es in den Sinn, dass das vergoldete Kreuz mit den emaillierten Medaillons an den Enden, das der Priester herausgetragen und den Leuten zum Kuss gereicht hatte, nichts anderes war als eine Darstellung jenes Galgens, an dem Christus gerade dafür hingerichtet worden war, dass er all das verboten hatte, was jetzt hier in seinem Namen verrichtet wurde. [...] Die meisten der Gefangenen aber - mit Ausnahme der wenigen, die klar den ganzen Betrug durchschauten, der an den Menschen dieses Glaubens verübt wird, und innerlich darüber lachten -, die meisten glaubten, dass in diesen vergoldeten Heiligenbildern, Kerzen, Kelchen, Messgewändern, Kreuzen, in den immer von neuem wiederholten unverständlichen Worte ‚Jesus, du Süßester - barmedicunser!‘ eine geheimnisvolle Kraft verborgen sei, durch die man sich große Bequemlichkeiten in diesem wie auch im zukünftigen Leben verschaffen könne.

Die zitierte Szene ist ein Musterbeispiel für die bedingungslose Radikalität des späten Tolstoj. Vom christlichen Glauben wollte er nur die Moral gelten lassen. Alle wunderbaren Dinge am Glauben, wie Marias Jungfräulichkeit oder die Aussonderung von Brot und Wein zu Leib und Blut Christi, seien schädlicher Aberglaube, Verführung des Volkes, das mit Schauspiel und Humbug kleingehalten werden sollte. Um die Absurdität der Wunderlehre vorzuführen, nutzt Tolstoj ein mehrfach in seinen Werken auftauchendes Verfahren, das der Verfremdungstechnik: er schildert die Dinge so, wie sie ein kleines Kind oder ein Indianer aus dem Amazonas sehen würden, wenn sie ohne Vorkenntnisse das „Schauspiel“ beschreiben sollten. In *Krieg und Frieden* ist es die berühmte Opernszene, in der fette kostümierte Galans in witzigen Kostümen um dick geschminkte ältere Frauen herumtänzeln und dabei irgendein unverständliches Lied schallern. Hier ist es ein Gefangenengottesdienst, der total im Ritual erstarrt ist und somit einem schlechten Schauspiel gleichkommt. Theater und Kirche bieten gleichermaßen Verführung, mit der nur ein einziger Zweck verfolgt wird: das Volk in Unmündigkeit und Aberglauben zu halten, damit es leichter ausgebeutet werden kann.

Beim späten Tolstoj verwischen die Grenzen zwischen seinen publizistischen und seinen literarischen Schriften. Seine Literatur sollte direkt „nützlich“ sein für das Leben, alle ästhetischen Spielereien ließ er nicht gelten und hat sie in seinem kleinen polemisch-radikalen Meisterwerk „Was ist Kunst?“ (1896/97) gnadenlos als unmoralisch verrissen. Insofern wusste er auch, oder nahm es zumindest in Kauf, dass seine „künstlerische“ Tätigkeit direkt auf sein empirisches Leben rückwirken kann. Der weitere Verlauf der russischen Literatur im 20. Jahrhundert zeigt allerdings, dass auch reine Artistik und Kunst um der Kunst willen dem Dichter zum tödlichen Verhängnis werden konnte.

## Hausabende im Ökumenischen Wohnheim für Studierende der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg

### Sommersemester 2007

24.04.2007	ERÖFFNUNGSKONVENT
08.05.2007	PROF. GITA DHARAMPAL-FRICK: Satyagraha: Gandhis Gewaltfreiheit im historischen Rückblick
15.05.2007	NINA TREU: Der G8-Gipfel und die globalisierungskritische Bewegung
22.05.2007	ESTHER MUJAWAYO: Rwanda - Leben nach dem Völkermord
29.05.2007	EPHORA PROF. FRIEDERIKE NÜSSEL: Hirnforschung und Willensfreiheit
05.06.2007	MARIA SONNEVEND: Studierende über ihr Land: Ungarn
12.06.2007	DR. ANNETT JUBARA: Russische Philosophie am Beispiel Florensky
19.06.2007	ELUNKIEBE ZELIANG: Studierende über ihr Land: Nagaland (Indien)
26.06.2007	BESUCH IN DER SIKH-GEMEINDE MANNHEIM
03.07.2007	PFR. FLORIAN BARTH: Armut und Obdachlosigkeit in Heidelberg (mit Exkursion)
10.07.2007	P. DR. THOMAS RUTTE SJ: Christliche Mystik aus heutiger Perspektive
17.07.2007	PROF. DR. PETER FIEDLER: Entstehung und Behandlung von Persönlichkeitsstörungen
24.07.2007	ABSCHLUSSKONVENT

### Wintersemester 2007/ 08

23.10.2007	ERÖFFNUNGSKONVENT
30.10.2007	EPHORA PROF. FRIEDERIKE NÜSSEL: Edmund Schlink - Ökumenische Visionen
06.11.2007	YUANYUAN LIU / LILI WANG: Studierende über ihr Land - China
13.11.2007	DR. DANIEL BUDA: Zeitgeschichte der Orthodoxen Kirche
20.11.2007	PROF. JÜRG WASSMANN: Zeit- und Raumvorstellungen der Yupno (Papua Neuguinea)
27.11.2007	MARTIN BONDE CHRISTENSEN: N.F.S. Grundtvig als dänischer Theologe und Volksvater
04.12.2007	CLARISSA BREU: Studierende über ihr Land - Österreich
11.12.2007	PROF. MARKUS POHLMANN: Soziale Milieus in Deutschland
18.12.2007	DR. NICOLAS ALBRECHT BINDSEIL: Die Diakonischen Hausgemeinschaften (Exkursion)
08.01.2008	DR. BARBARA VAN OORSCHOT: Sterbebegleitung und Sterbehilfe
15.01.2008	DR. CHRISTOPH GARSTKA: Einf. in die russische Literatur des 19. Jh.
22.01.2008	DR. SIBYLLE KOHLSTÄDT: Das Deutsche Krebsforschungszentrum in Heidelberg
29.01.2008	ANNA QUAAS: Pfingstkirchen in Nigeria
06.02.2007	ABSCHLUSSKONVENT

## Kurzkomentare zu Hausabenden

### Manna

*Martin Bonde Christensen*

Das Wohnheim war an einem Hausabend zu Besuch bei „Manna“. Manna ist ein Café, das innerhalb des Rahmens der diakonischen Arbeit in Heidelberg arbeitet. Durch diesen Abend führte uns der Pfarrer der Kappellengemeinde in Heidelberg, Florian Barth. Der Abend wurde mit einer Andacht in der Kappellengemeinde eingeleitet, dann hielt Florian Barth einen kurzen und sehr interessanten Vortrag, führte uns durch die Diakoniestraße in Heidelberg und lud zu einer anschließenden Diskussion ein.

Manna liegt in der Diakoniestraße in Heidelberg, einem Teil der Plöck, wo es schon seit vielen Jahren diakonische Arbeit gibt, die jetzt u.a. durch Manna, die Kappellengemeinde, Brot und Salz (eine Diakonieladen) und das Blaue Kreuz vertreten ist. Donnerstag bis Samstag ist Manna von 10 bis 12:30 Uhr geöffnet, und es kommen bis zu 40 Besucher vorbei in diesem Zeitraum. „Raum für Leib und Seele“ ist das Ziel der Arbeit und für die Besucher bietet Manna „einen Raum im Herzen Heidelbergs. Manna ist ein Ort ohne Abgrenzung.“ Das kann vieles bedeuten, aber in der konkreten Arbeit sind diese Sätze immer vor Augen, was auch auf der Homepage von Manna deutlich wird.

Manna bietet: Einen warmen Ort. Ein warmer Ort ist nicht für alle selbstverständlich. Die Leute, die Manna besuchen, haben oft ihre eigene Wohnung, aber sie haben manchmal nicht einmal Geld genug, ihre Wohnung im Winter aufzuwärmen. Es sind Leute, die schwierig zu erreichen sind, weil sie vom Äußeren wie jeder andere Mensch leben: Sie haben eine Wohnung und sie achten sehr auf ihr Äußeres. Es sind stolze Menschen, die man nicht ohne weiteres entdeckt, und sie wollen auch nicht immer entdeckt werden. Aber Manna bietet einen warmen Ort, wo sie hingehen können und einfach sitzen. Dazu kommt, dass man im Café Kaffee, Tee, Saft und ein kleines Frühstück kaufen kann. Es ist günstig, aber nicht umsonst. Die Leute, die da kommen, wollen dafür bezahlen. Dies hängt mit persönlicher Würde zusammen, dass man auch das Gefühl haben möchte, dass man für sich selbst sorgen kann. Daran erkennt man noch einmal diesen Stolz. Es gibt dort gute Musik im Hintergrund. Dass es eine gemütliche Stimmung im Café gibt, ist sehr wichtig. Die Musik trägt dazu bei, den Raum auszufüllen. Manna bietet auch rauchfreie Luft. Dies ist ein Zeugnis, dass Manna ein Ort ohne Ausgrenzung ist. Jede(r) kann sich da wohlfühlen, auch wenn er oder sie nicht raucht. In einem Ort ohne Ausgrenzung hat man auch die Möglichkeit, mit anderen Leuten zu reden über alles, was einem wichtig ist, und im Manna gibt es offene Ohren. Es gibt erstens die anderen Besucher aber auch freiwillige Mitarbeiter, die, wie die Besucher, von verschiedenen Hintergründen kommen. Sie sind da, um Kaffee und Tee vorzubereiten, aber sie sind auch da, um mit den Leuten zu reden, die es wollen. „Wollen“ ist auch ein

Schlüsselwort, und im Manna gibt es keinen Konsumzwang und keinen Redezwang. Als direkter Gegensatz zu den gewinnorientierten Cafés spiegeln diese Prinzipien einen Ort wieder, wo man nicht kaufen muss, um sich hinzusetzen. Hat man kein Geld, ist man auch willkommen, weil es sich dort um andere Werte handelt, nämlich um das Zusammensein in einer freien Atmosphäre. In einer freien Atmosphäre gibt es keinen Zwang. Manche wollen gar nicht über ihre Probleme reden, vielleicht am Anfang überhaupt nicht reden, vielleicht schämen sie sich, vielleicht wollen sie nicht andere Menschen belästigen, jede(r) hat seinen/ihren eigenen Grund, aber die Hauptsache ist, dass wenn sie reden, es immer freiwillig ist. Manna schließt immer mit einer kleinen Andacht. Das betont die christliche Seite des Cafés. Hier geht Glaube und Spiritualität Hand in Hand mit sozialer Arbeit, es sind zwei Seiten einer Sache, die nicht getrennt werden können. Manchmal gibt es Diskussionen und Informationsveranstaltungen zu Themen wie Gemeinschaft, Sucht und Arbeitslosigkeit. Diese Themen richten sich besonders an der Zielgruppe des Cafés. Im Gegensatz zu den Obdachlosen fühlen sich die Wohnungsbesitzer oft allein und haben in der Regel Schwierigkeiten, mit anderen Menschen Kontakt aufzunehmen, was dann manchmal zu Sucht führt. Themen zur Arbeitslosigkeit sprechen wohl von sich selbst. Außerdem kann man im Café auch kreativ arbeiten und in Workshops, was eine gute Gelegenheit ist, die Talente der Besucher ins Spiel bringen und etwas Gemeinsames tun.

Es war ein Abend, der den Blick auf ein soziales Problem in Deutschland richtete, das oft nicht so viel Aufmerksamkeit bekommt. Also eine Gruppe von Menschen, die arm sind, aber die man nie auf der Straße entdecken würde. Sie würden nie betteln, sie achten immer auf ihr Äußeres, und wollen nicht unbedingt die Hilfe von traditionellen diakonischen Werken. Manna bietet einen Raum, der ihrer Vorstellung von Würde entspricht, und wo es trotzdem auf einer freiwilligen, zwanglosen Ebene immer die Möglichkeit gibt, Hilfe zu suchen. Das kann allerdings eine große Überwindung sein, und wenn es passiert, ist es sowohl für den Besucher als auch für Manna ein großer Sieg.

### Christliche Mystik

*Annabell Gietz*

Ein Hausabend mit dem Jesuitenpater Rutte. Sein Name stößt eine Lawine von Meinungen und Kommentaren in unserem Haus – auch schon vor diesem Hausabend – in Bewegung. Z.B. „Ich gehe nur in den Gottesdienst, wenn er predigt, weil seine Predigten meinen Glauben, der in vielen anderen Gottesdiensten oft verhungert, in besonderer Weise bereichern und vertiefen.“ Oder ganz anders: „Das ist der Typ mit den abgefahrenen, intellektuellen Predigten, die nur eine exklusive und elitäre Hörschaft erreichen und deshalb ihr Ziel verfehlen.“ Kurz gesagt: Pater Rutte ist äußerst polarisierend – gespannt auf seinen Vortrag waren aber wohl viele von uns.

„Gott und ich, wir sind unbesiegbar“. Mit diesem Spitzensatz der spanischen There-



se von Avila aus dem 17. Jahrhundert, stellte unser Referent seinen Vortrag ins Licht der Mystik.

In einem ersten Teil warf er Schlaglichter auf verschiedene Epochen, die Strömungen der Mystik hervorbrachten. Es wurde deutlich, dass die Mystik immer eine Reaktion auf unterschiedliche soziale und kulturelle Bedingungen war: In der frühchristlichen Antike suchte man in Zeiten des Untergangs des Römischen Reiches Halt und neue Ordnungen. In diesem Licht sind Benedikts Bemühungen einzuordnen, Einsiedler in Mönchsorden zu vergemeinschaftlichen. Im 12. Jahrhundert waren erneut Umbruchsprozesse, die dieses Mal im Zusammenhang u.a. mit dem ersten Bürgertum standen, die Initialzündung, dem desorientierten Menschen Sicherheit in religiösen Systemen zu geben. An dieser Stelle fielen Stichwörter wie die Betelorden, Bernhardinische Mystik und Meister Eckhart. Auch Therese von Avila aus dem 17. Jahrhundert ist in derartige Zusammenhänge des Umbruchs zu verorten. Zu ihrer Zeit war es die Unsicherheit des aufsteigenden Individuums.

Besonders spannend wurde der Vortrag, als gegenwärtige Phänomene – wie Verbindlichkeitsschwund, Religion als ein Subsystem unter vielen, Deindividualisierung – aufgegriffen wurden, um für die Hinwendung zur Esoterik, die Rezeption des Hinduismus und Buddhismus im Westen und den Pantheismus (z.B. Rilke) ein Erklärungsmodell zu vorzustellen.

Im abschließenden Teil beschäftigte Pater Rutte sich mit der Frage, ob es eine speziell christliche Mystik gebe und setzte folgende Kriterien: Mystik muss die Person bewahren, denn die Bibel ist das Zeugnis eines personalen Verhältnisses zwischen Gott und Mensch. Außerdem stellte er mögliche Antworten heraus, die eine christliche Mystik auf die Herausforderungen der Zeit geben könnte. Hierbei erschienen unserem Referenten besonders die Deradikalisierung des christlichen Glaubens und die schwache Betonung der subjektiven Rechtfertigung als ein Problem. Die Mystik leite an zu einer neuen Spiritualität die in der verbürgerlichten Volkskirche verloren gegangen sei. Ebenso erinnere die Mystik, dass ein Persönlichkeitsprozess des einzelnen nicht durch die geschenkte Gnade ersetzt werden könne und dass ich als Christ einen Weg zu gehen habe.

Mystik, ein Schlagwort, das wohl – unbegründet und undifferenziert – oft auf träumerische Zustimmung oder vehemente Ablehnung stößt. Pater Rutte ist es gelungen uns einen Einblick in ein vertieftes und hinterfragtes Verstehen dieser Strömung zu eröffnen.

## Nagaland

*Annabell Gietz*

Unser ehemaliger Hausbewohner **Elungkiebe Zeliang** hielt einen Vortrag über seine Heimat, den indischen Unionsstaat Nagaland. Für quasi alle von uns war dies ein völlig unbekanntes Thema, da Indien, wenn es überhaupt eine Rolle spielt, ja regelmäßig mit der Kultur des eigentlichen indischen Subkontinents, d.h. Hinduismus,

Kastensystem, Gandhi usw. verbunden wird. Zu Nagaland dagegen, das von einer ganz eigenen Kultur, Gesellschaftsstruktur und Religion geprägt ist, findet man so gut wie keine Anknüpfungspunkte. Elungkiebe gab uns einen Einblick in die kulturellen Eigenheiten, Politik, Geschichte und die aktuelle Situation seines Landes.

Die Nagas sind eine ethnische Gruppe mongolischer Herkunft bestehend aus 40 Stämmen mit einer Bevölkerung von ca. 3 Millionen Menschen. Sie leben in einer kleinen geographischen Region im Dreiländereck von **Indien, Myanmar und China**, die sie **Nagalim** bezeichnen. Nagalim ist im Moment kein eigenständiger Staat, aber die Bemühungen um Unabhängigkeit sind fortwährend vorhanden.

Kulturell und politisch ist das Land durch die Verschiedenheit der 40 Stämme geprägt. Jedes **Dorf** hat sein eigenes Territorium und besteht traditionell als eine Art unabhängiger Stadtstaat.

Das politische Spektrum in den verschiedenen Stämmen reicht von Autokratie bis zu völliger Demokratie. Es gibt kein Kastensystem in der Naga-Gesellschaft.

Die Nagas praktizieren traditionell eine eigene **Religion**, die mit den Werten und Normen des restlichen Indiens, seien es hinduistische oder islamische, kaum Parallelen aufweist. Innerhalb dieses religiösen Systems spielt ein Zeitverständnis auf Grundlage eines mündlich weitergegebenen Mondkalenders eine besondere Rolle. Die Naga haben Vorstellungen eines höchsten Wesens, von Engeln, bösen und guten Geistern, vom Leben nach dem Tod, einem Kreislauf der Wiedergeburten u.v.a.m. Die Idee eines Lebens nach dem Tode bildet einen Anreiz zu einem moralisch guten Leben auf der Erde. Die christliche Mission – besonders die der Baptisten – hat jedoch viele Veränderungen und Neuorientierungen bewirkt. 1871 wurde nach ersten gescheiterten Versuchen in den späten 1830er-Jahren die erste Kirche errichtet. Das Christentum spielt heute eine zentrale Rolle in der Region und der Nordosten Indiens ist die einzige Region des Landes, wo Christen flächendeckend die Mehrheit der Bevölkerung bilden. Ein christliches Selbstverständnis hat heute in der identifikativen Landschaft Nagalands einen wesentlichen Platz und bildet einen wichtigen Kristallisationspunkt auch für die nach Selbstständigkeit strebenden politischen Kräfte.

Obwohl die christliche Mission unzweifelhaft zu gewissen Homogenisierungen in der ursprünglich sehr regionalisierten Kultur der Region geführt hat – „Nagalim“ und der Nationalismus der Naga sind untrügliche Kennzeichen hierfür – so hat Nagaland doch bis heute viele kulturelle Besonderheiten und **Schätze** in seiner Tradition. Bunte Bilder von Festen und besonderer Tracht machten dies in Elungkiebes Vortrag sehr anschaulich. Doch zum Bedauern vieler Einheimischen gehen die traditionellen Güter durch Modernisierung und Verwestlichung immer mehr verloren. Daher gibt es Bemühungen, die Tradition mit in christliche Glaubenspraktiken zu integrieren und das Bewusstsein für die Kostbarkeit der Tradition zu stärken. Doch gleichzeitig gibt es auch ein wachsendes Bewusstsein für eine zeitgemäße Selektion sinnvoller Traditionselemente.

Besonders bei der **Hochzeit** werden die traditionellen Gewohnheiten noch stark praktiziert. Alle unverheirateten Mädchen leben in einem Haus und die entspre-

chenden Männer in einem anderen. Voraussetzung für Mädchen zur Heirat ist die Fähigkeit zu weben. Die Hochzeit selbst ist eine große Angelegenheit: Alle Dorfbewohner erwarten an diesem Tag, kulinarisch beköstigt zu werden.

Ein interessantes traditionelles Element war das der **Kopfjäger**. Dieses Phänomen, das von kolonialen Verwaltungsstellen immer wieder als ein Zeichen der Barbarei der Naga herangezogen wurde, auch um deren Unterdrückung und Ermordung zu rechtfertigen, diente dem Schutz der Dorfgemeinschaft. Diese war, wie gesagt, sehr abgeschottet gegenüber den allermeisten äußeren Einflüssen, und fremde Eindringlinge wurden regelmäßig getötet. Als Zeichen der Tapferkeit und des Mutes trugen die erfolgreichen Männer Medaillen entsprechend der Zahl der von ihnen getöteten Menschen. Heute gibt es durch die Verwaltungsautorität der Briten und später der indischen Zentralregierung keine Kopfjäger mehr, was eine verstärkte Öffnung der Region gegenüber der Außenwelt ermöglichte. Auch der Wertewandel, der durch die christliche Mission angestoßen wurde, spielte eine Rolle in diesem Mentalitätswandel.

Was die aktuelle soziale Situation betrifft, so gibt es – wie in vielen Teilen der Welt – einen wachsenden Graben zwischen Arm und Reich. Auch Probleme wie Alkoholismus und HIV sind den Nagas leider nicht fremd. Da Landbesitz als ein hohes Gut und als sehr prestigeträchtig gilt – viele Nagas hoffen, auch wenn sie außerhalb ihrer Heimat zu Reichtum gekommen sind, ihr Familienleben in ihrer Herkunftsregion ausklingen zu lassen und dort auch beerdigt zu werden – deuten sich in einigen Regionen in neuester Zeit auch Konflikte um den knapper werdenden Grund und Boden an.

## Besuch in der Sikh-Gemeinde Mannheim

*Christoph Heuberger*

Die BewohnerInnen des Oek statteten im Zeichen des interreligiösen Gespräches der kleinen und jungen Sikh-Gemeinde in Mannheim einen Besuch ab, um die jüngste der fünf großen Weltreligionen näher kennenzulernen.

Der Anfang unseres Treffen bestand in der Teilnahme am traditionellen Abendgebet der Gemeinde, wo besonders die intensive Verehrung der Heiligen Schrift der Sikhs, des Adi-Granth, deutlich wurde. Ähnlich dem Judentum, erachten auch die Sikhs ihre Heilige Schrift als Person, die es zu hegen und preisen gilt. Besonders deutlich wurde diese Wertschätzung zum Abschluss der rituellen Zeremonie, indem der Priester die Schriftrolle in einem Schrein zur Nachtruhe geleitete.

Der Abendandacht folgte der Vortrag eines jungen Gemeindegliedes aus Birmingham, der aufgrund beruflicher Verpflichtungen im Raum Heidelberg tätig war, und auch in Deutschland seinen Glauben zu praktizieren gedachte. Neben einigen historischen Informationen über die Entstehung des Sikhismus auf dem indischen Subkontinent sowie deren monotheistischen Glaubensvorstellung, richtete sich das Augenmerk des Vortrages auf die sogenannten **fünf K** als konstitutive Erkennungs-

zeichen jedes Gläubigen: so tragen Sikhs ihre Haare (**Kes**) als Zeichen der Weisheit und der Akzeptanz des göttlichen Willens oftmals mehr als schulterlang. Diese werden nur, auch aus hygienischen Gründen, durch den **Kangha** (Kamm), der wiederum Reinheit symbolisiert, aus praktischen Gründen zusammengehalten.

Jeder Sikhs, sofern dies die Gesetze erlauben, soll zum Zeichen seiner Kampfbereitschaft gegen Ungerechtigkeit auch einen kleinen Dolch (**Kirpan**) tragen.

Ein weiteres Erkennungszeichen stellt das Tragen eines stählernen Armreifes (**Kada**) dar. Sein Material symbolisiert dabei die Charakterstärke des Gläubigen, wohingegen seine Form die Nichtexistenz von Anfang und Ende zum Ausdruck bringt.

Die **Kachhera**, eine weite Unterhose, die durch Schnüre am Körper getragen wird, mahnt den Sikh einerseits zur sexuellen Mäßigung, andererseits stellt sie ein Zeichen seiner Reinheit dar.

Im Anschluss an den Vortrag servierten uns die Gemeindeglieder ein traditionell indisches Essen, welches vor allem im Hauptverbreitungsgebiet des Sikhismus den Armen und Bedürftigen in den Tempeln gereicht wird.

Der Sikhismus hat aufgrund seines moralischen Ethos und dem zuvorkommenden Austausch mit den Mannheimer Gemeindegliedern einen positiven Eindruck bei uns hinterlassen.

## Satyagraha - Gandhis Gewaltfreiheit im historischen Rückblick

*Christoph Heuberger*

Frau Prof. Dr. Gita Dharampal-Frick führte uns am ersten Hausabend des Sommersemesters 2007 in die Genese des gewaltlosen Widerstandes Mahatma Gandhis ein. Im Zusammenhang dieses Kampfes gegen die britischen Kolonialherrscher in Südafrika griff Gandhi auf das sogenannte ‚Satyagraha‘ zurück. Unter diesem Begriff, der äußerst lebendig im kulturellen Ethos Indiens ist, verstand Gandhi eine lebendige Kraft, die sich in Form von Leidensbereitschaft manifestiert.

Als Schlüsselerlebnis für seinen gewaltlosen Kampf nannte Frau Prof. Dr. Dharampal-Frick einen rassistisch motivierten Vorfall, den Gandhi auf dem Bahnhof von Pietermaritzburg erlebte. Dort widerfuhr ihm am eigenen Leib die gesellschaftliche Benachteiligung der indischen Bevölkerung durch die Briten. Aus diesem Grund legte er im Jahr 1906 ein Keuschheitsgelübde ab, um seine gesamte Kraft nicht nur der Verbesserung der Situation der indischen Bevölkerung in Südafrika, sondern auch der gesamten Menschheit zu geben.

In seiner Ethik stellt Gandhi – neben dem Bezug auf die Traditionen seiner indischen Heimat – eine bewusste Parallele zur Mitleidsethik in der Bergpredigt des Evangelisten Matthäus her.

Er schuf damit eine interkulturelle Brücke, welche für ihn jedoch nicht eine Preisgabe seiner eigenen kulturellen und religiösen Identität bedeutete. Obwohl Gandhi



oftmals mit einem politischen Hasardeur verglichen wurde, trotzte sein gewaltloser Widerstand der britischen Kolonialherrschaft auch klammheimlichen Respekt ab.

Nach Jahren des Widerstandes in Südafrika, der vielfach von Niederlagen geprägt war, kehrte Gandhi 1915 nach Indien zurück, wo ihm die Bevölkerung einen hoffnungsvollen Empfang bereitete. Dort setzte er seinen gewaltlosen Kampf gegen die englische Krone fort, der in den Jahren 1930/1931 im berühmten Salzmarsch gipfelte.

## Persönlichkeit und Persönlichkeitsstörungen. Erklärungsmöglichkeiten und Behandlungsansätze

*Christoph Heuberger*

Der Heidelberger Psychologie-Professor Peter Fiedler gab den Bewohnern des Ökumenischen Wohnheims am letzten Hausabend des Sommersemesters 2007 einen Einblick in die verschiedenen Arten von Persönlichkeitsstörungen. Der Einstieg in die Thematik erfolgte durch den Selbstversuch, seinen persönlichen Stil in ein Raster vorgegebener Persönlichkeitsmerkmale einzuordnen.

Der Referent wies darauf hin, dass die Diagnose einer Persönlichkeitsstörung etwa nur unter dem Aspekt vergeben werden darf, wenn die entsprechende Person entweder an ihrer Persönlichkeit leide oder aufgrund ihrer Persönlichkeitsstruktur mit Gesetz und Ethik in Konflikt käme.

Persönlichkeitsstörungen, so Fiedler, zeichnen sich oftmals als phasenhafte Phänomene aus, deren Chance auf dauerhafte Linderung sehr gut seien. Neben den verschiedenen Diagnoseverfahren für eine bestimmte Persönlichkeitsstörung, versuchte Fiedler auch die Verhaltenskennzeichen anschaulich darzustellen.

## Studierende über ihr Heimatland: Ungarn

*Christoph Heuberger*

Am 06. Juni 2007 gab unsere Mitbewohnerin Maria Sonnevend eine kleine Einführung über ihr Heimatland Ungarn. Der Anfang ihrer Ausführungen konzentrierte sich dabei auf die Ikonographie der ungarischen Flagge, deren Rot das Blut der Helden, Weiß Ehre und Aufrichtigkeit sowie Grün Freiheit symbolisieren. Ein darauffolgender Blick in die wechselvolle Geschichte des Landes hob diese Farbensymbolik noch einmal hervor.

Um etwa 890 n. Chr. gelang es den sieben Stämmen der Magyaren, welche ihr Ursprungsgebiet zwischen Wolga und Ural verließen und bis dahin in einer losen Gemeinschaft lebten, in das heutige Mitteleuropa einzudringen und sesshaft zu werden. Die Anfänge eines ungarischen Nationalstaates gehen auf den Fürsten Geza zurück, der die Stämme endgültig einte und eine Zentralisierung der Staats-

macht durchsetze. Auch durch eine geschickte Heiratspolitik - so vermählte er seinen Sohn Stephan I. mit Gisela von Bayern - konnte er eine politische Stabilisierung seines Herrschaftsgebietes erreichen.

Die Ausübung der Königswürde durch Stephan I. stellt auch heute noch einen Glanzpunkt der europäischen Kirchengeschichte dar. Denn aufgrund seines Willens schloss sich Ungarn der römisch-katholischen Kirche an und sorgte so für die Verbreitung des christlichen Glaubens. Seine Frömmigkeit ging sogar so weit, dass er testamentarisch sein Reich Maria, der Mutter Gottes, vererbte, weswegen das Magyarenreich auch als ‚regnum marianum‘ bezeichnet wird. Die frühneuzeitliche Geschichte des Landes ist durch eine über 100-jährige Fremdherrschaft durch die Osmanen geprägt. Denn in der Schlacht von Mohacs 1526 gelang es den Türken, die Kontrolle über die das Reich zu gewinnen. Erst 1698 erfolgte die Vertreibung der muslimischen Herrscher, deren Machtausübung für einen enormen Bevölkerungsrückgang verantwortlich war. Die Befreiung von der Fremdherrschaft durch die Türken trieb die Ungarn jedoch in eine weitere Jahrhunderte dauernde Abhängigkeit von den österreichischen Habsburgern. Der systematische Ausschluss des ungarischen Adels von der Machtausübung und die allgemeine Unterdrückung der Bevölkerung führten zu mehreren Aufständen, denen jedoch kein durchschlagender Erfolg beschieden war. Sowohl der Freiheitskampf (1703-1711) Ferenc Rakozi als auch die Revolution 1848/49 scheiterten an der Übermacht der habsburgischen Monarchie.

Erst das Jahr 1918 führte durch die Niederlage Österreich-Ungarn im 1. Weltkrieg die staatliche Unabhängigkeit der Magyaren wieder herbei. Doch für die zurückgewonnene Freiheit musste das Land einen - nach Meinung vieler Ungarn heutzutage - hohen Preis bezahlen: seine Staatsfläche reduzierte sich durch Gebietsabtretungen an die heutige Staaten der Slowakei, Rumänien und Kroatien von 280 000 km<sup>2</sup> auf nunmehr 93 000 km<sup>2</sup>. In diesen Ländern existieren auch heute noch große Minderheiten von Magyaren, die vor allem in der Slowakei und Rumänien Repressalien durch politische Parteien und die Bevölkerung ausgesetzt sind. Vor der Machtübernahme durch die Kommunisten im Jahr 1948 wurde das Land von einem Reichsverweser regiert, dessen angebliche Nähe zum Nationalsozialismus außerhalb Ungarn kritisiert wurde. In der Zeit der kommunistischen Herrschaft in Ungarn sticht vor allem das Jahr 1956 hervor, als Reformkräfte unter Imre Nagy die Loslösung von der Sowjetunion und einen demokratischen Sozialismus propagierten. Aufgrund fehlender politischer Unterstützung durch die Westmächte scheiterte dieser Aufstand, und es begann in den folgenden Jahren die Zeit des sogenannten Gulaschkommunismus unter der über 30-jährigen Herrschaft Janos Kadars. Erst das Jahr 1989 brachte für die Ungarn die Wende herbei, nämlich als im Sommer der Stacheldraht zwischen Österreich und Ungarn durchschnitten und es damaligen DDR-Bürger ermöglicht wurde, gen Westen auszureisen.

Die heutige ungarische Gesellschaft ist von einer tiefen Spaltung geprägt, welche zuletzt bei den öffentlichen Auseinandersetzungen um die Wahllügen des sozialistischen Ministerpräsidenten Gyurscan zutage traten: auf der einen Seite eine scheinbar sozialdemokratische Regierungspartei, welche sich aus ehemaligen Kadern und

Wendegewinnern speißt, auf der andere Seite konservative, ja sogar nationalistische Kreise, die eine Revision des Versailler Friedensvertrages von 1919 (!) zugunsten eines großungarischen Reiches fordern.



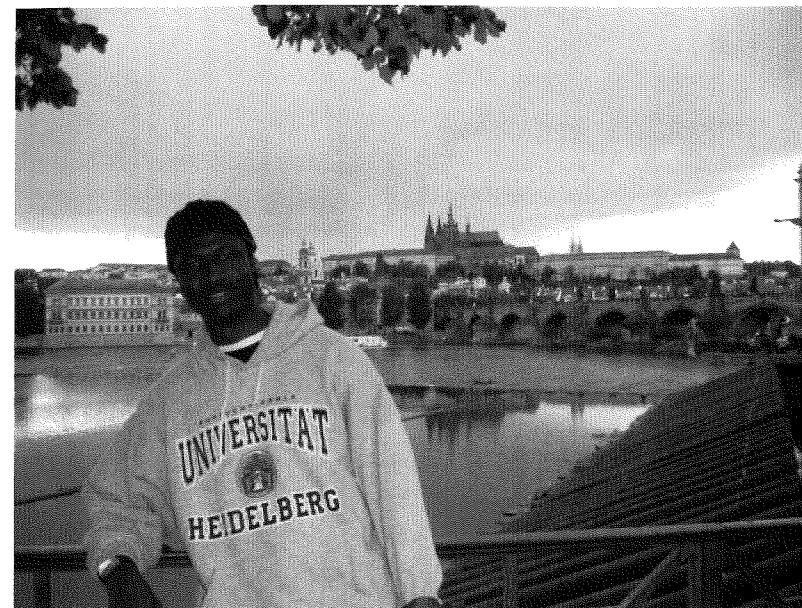
Hausmeister Axel Zufelde inmitten seiner Verehrer/innen

## Prag

Studienfahrt des Ökumenischen Wohnheims 2007

*Clarissa Breu, Anna Quaas*

Aller Anfang ist schwer. Das Aufstehen um 6 Uhr, die lange Reise im Regen, das Frühstück in der Telefonzelle und das Passieren der deutsch-tschechischen Grenze, besonders für „China!“, „Russland!“ und „Senegal!“ (Grenzbeamter) - die den Bus verlassen und beim Grenzbeamten vorsprechen mussten. Aber sobald Prag erreicht war, war die Welt wieder in Ordnung:



Hamadou Sow vor Karlsbrücke und Hradschin

Ex-Öki Daniel Matejka nahm uns am Studentenwohnheim, unserer Bleibe für die nächsten drei Tage, in Empfang und sorgte seitdem für uns so, wie es nur ein Öki kann - besser geht es also nicht!

Begrüßt wurden wir mit einer Stadtführung.

Und abends speisten wir im Gewölbekeller an der Moldau.

Die nicht zu müde waren, nutzten zum Abschluss des ersten Abends die Gelegenheit, tschechischen Studenten in der theologischen Fakultät zu begegnen(!). Der Rest fiel müde in die knarrenden Betten und wurde vom Gesang grölender Franzosen in den Schlaf gewiegt.



Die grölenden Franzosen wiederum weckten wir mit einem fröhlichen Halleluja am nächsten Morgen: Die Morgenandacht wurde nämlich vor dem Studentenwohnheim im Freien gefeiert. Weiter ging es mit dem „Kirchenmenschen“ Gerhard Frey-Reinighaus, der uns über die Geschichte der tschechischen Kirchen und den gegenwärtigen Stand der Ökumene einen Vortrag hielt. Zu unsrer Freude erfuhren wir, dass es in Prag bald ein ähnliches Haus wie unser Ök geben wird. Aber was ist das!?

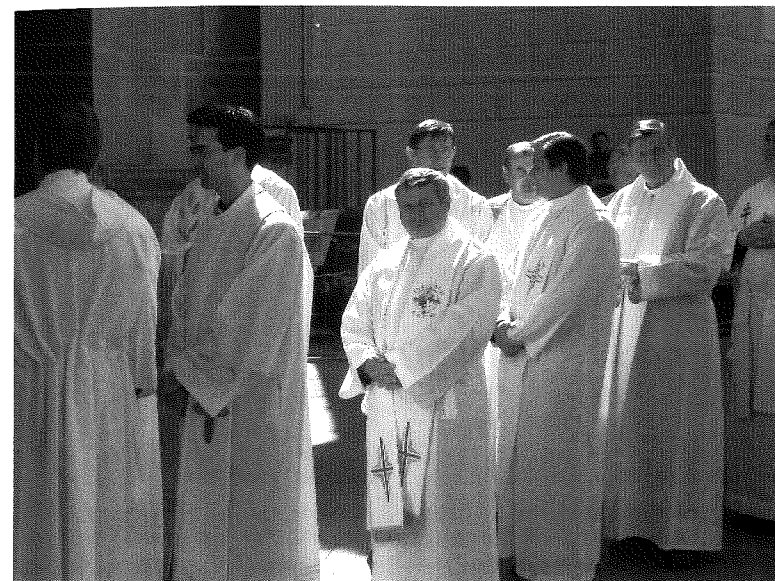


- A-Min im Regen
- B-Min beim Kartoffeln Hacken
- C-Min in der Synagoge
- D- Es ist gar nicht Min

Kleiner Tipp: Den Nachmittag verbrachten wir im jüdischen Viertel, in der Synagoge, im jüdischen Museum und auf dem jüdischen Friedhof.

Und abends speisten wir im Gewölbekeller an der Moldau.

An diesem Abend stand eine ök-interne Begegnung auf Bierbänken an der Moldau auf dem Programm.

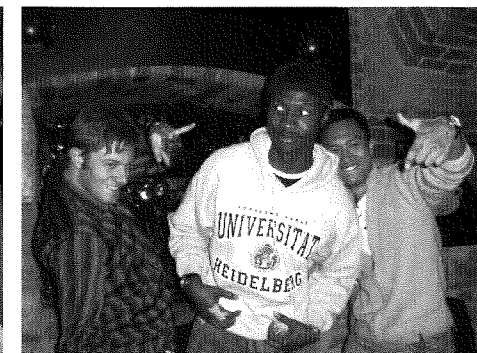


Die Prager Festung sahen wir zufällig am Geburtstag des Erzbischofs, zu dem viele Kardinäle eingeladen waren. Während die Kardinäle mit dem Erzbischof Gottesdienst feierten, sahen wir uns den Hradschin an. Nach der Fütterung im Park, zerstreuten wir uns ins Kafka-Museum, ins Museum des Kommunismus, ins Jugendstilmuseum oder auf die Parkbank.

Und abends speisten wir im Gewölbekeller an der Moldau.



Cristina Fischer – Olga Shevchenko – Natalia Jevglevskaja – Maria Sonnevend – Frederike van Oorschot – Elisabeth Mayer



Martin Bonde Christensen  
Hamadou Sow – Lili Wang



## Studienfahrt nach Prag

Auf der Rückweg machten wir einen Zwischenstopp in Pilsen mit Stadt- und Brauereibesichtigung. Ein anderer Teil (China!, Russland!, Senegal!) machte einen Umweg über Österreich.

Ob das wohl mit dem Zollbeamten zusammenhing?



Elisabeth Mayer – Friedrich July – Christoph Krämer – Mariya Vasileva – Hans Hommens  
Hanna Graf – Martin Schild



Hamadou Sow – Anna Quaas – Martin Bonde  
Christensen – Lili Wang

Es war sehr schön! Und wo geht es im nächsten Jahr hin?



Christoph Heuberger

## Exkursion nach Hambach

Ana Sanfelix Andreu, aus dem Spanischen von Anna Quaas

Wie zu Beginn jedes Semesters hat das Ök für die Neankömmlinge und alle, die sich schon kennen, ein Willkommenswochenende organisiert, damit wir gemeinsam etwas unternehmen und die Möglichkeit haben, mehr Zeit miteinander zu verbringen und uns kennenzulernen.

Dieses Semester war Hambach das Ziel, eine kleine Stadt etwa 40 Kilometer nördlich von Heidelberg. Ich erinnere mich noch daran, dass es sehr kalt war, während wir auf den Zug warteten.

Die erste Hälfte des Tages haben wir damit verbracht, das berühmte Schloss dieser Stadt zu besuchen und nebenbei einen schönen Spaziergang durch die Berge zu machen. Um uns die Kilometer, die wir zu laufen hatten, zu verschönern, haben uns Christiane und Cristina ein Spiel erklärt, das wir während der ganzen Wanderung gespielt haben.

Das war lustig: Wir sollten unseren Kommilitonen Wäscheklammern mit unseren Namen anheften, ohne dass sie es merken. Und nachher am Schloss wurden die Wäscheklammern gezählt und festgestellt, wer überhaupt keine Wäscheklammer hatte. Das war der Sieger. Ich glaube mich zu erinnern, dass das Christoph Krämer war!



Ökumenisches Trinken: Ana Sanfelix Andreu – Tünde Fogarasi (hinten),  
Sung-Min Yoon – Clarissa Breu

Als wir an unser Ziel angekommen waren, hielten wir ein kleines Picknick, was richtig angenehm war, weil die Sonne schien. Ein Führer mit einem etwas merkwürdigen Akzent erklärte uns die Geschichte des Schlosses, zuerst von außen. Innen erfuhren wir dann später, dass in diesem Schloss die deutsche Fahne entstanden ist und auch den Grund für ihre drei Farben. Wir haben viele Fotos gemacht, aus der Höhe hatte man eine sehr gute Aussicht auf die Landschaft.

Und nach einer Lektion der historischen Kultur, war eine andere, die der gastronomischen Kultur an der Reihe. Wir kehrten in eine Winzerei in der Nähe des Schlosses ein, um deutsche Weine zu kosten. Der sehr nette Winzer erklärte uns, wie Wein hergestellt wird und wie man ihn kostet, und währenddessen verbrachten wir eine schöne Zeit in Gesellschaft eines guten Weines. - Naja, es gab viele Fliegen, die versucht haben, in unsere Gläser zu kommen-

Als wir die Winzerei verlassen hatten, machten wir einen kleinen Spaziergang und schlugen den Weg Richtung Bahnhof ein, wo wir den Zug nehmen mussten, der uns wieder nach Hause brachte. Aber damit war nicht alles zu Ende: In dem Zug wurden wir in drei Gruppen aufgeteilt, um ein Gedicht aus völlig zusammenhangslosen Wörtern zu schreiben, das wir bei unser Ankunft im Ök vorlesen sollten. Und das war das Resultat: Gedichte ohne Sinn, die uns aber ziemlich zum Lachen gebracht haben.

Zum Schluss, und um diesen runden, wenn auch anstrengenden Tag abzuschließen, haben wir alle ein leckeres Abendessen gemacht!



In den Heiligen Hallen des Hambacher Schlosses: Clarissa Breu, Cristina Fischer

Bewohner/innen des Ökumenischen Wohnheims im Sommersemester 2007				
	Name	Herkunftsland	Studienfächer	Bek.
1	Ameln, Marina von	Deutschland	Ev. Theol.	ev.-luth.
2	Breu, Clarissa	Österreich	Ev. Theol.	ev.-luth.
3	Christensen, Martin	Dänemark	Ev. Theol.	ev.-luth.
4	Fischer, Cristina	Rumänien	Psychologie	orthodox
5	Gietz, Annabell	Deutschland	Ev. Theol.	ev.-luth.
6	Graf, Hanna	Deutschland	Angl. / Germ.	ev.-luth.
7	Heuberger, Christoph	Deutschland	Theologie	ev.-luth.
8	Hommens, Hans	Deutschland	Ethnologie	ev.
9	Jevglevskaja, Natalia	Estland	Jura	russ.-orth.
10	July, Friedrich Alexander	Deutschland	Ev. Theol.	ev.-luth.
11	Krämer, Christoph	Deutschland	Theol. / Geogr.	ev.-luth.
12	Liu, Yuanyuan	VR China	Soziologie	o.K.
13	Liskowsky, Anne Elise	Deutschland	Ev. Theol. / Soziol.	ev.-luth.
14	Niklas, Martin	Deutschland	Physik	ev.-luth.
15	Offenberger, Bernhard	Deutschland	Theologie	ev.
16	Oorschot, Frederike van	Deutschland	Ev. Theol.	ev.-freik.
17	Quaas, Anna	Deutschland	Ev. Theol.	ev.
18	Schild, Martin	Deutschland	Jura	ev.
19	Shevchenko, Olga	Moldavien	Deutsch als Fr.-spr.	orthodox
20	Sonnevend, Maria	Ungarn	Medizin	röm.-kath.
21	Sow, Hamadou	Senegal	Gesch. / Roman.	muslim.
22	Tikidzhieva, Anna	Russland	Biologie	jüd.
23	Vasileva, Mariya	Bulgarien	Biotechnologie	orthodox
24	Wang, Lili	VR China	Pol. Wiss. / Sinologie	buddh.
25	Yoon, Sung-Min	Süd-Korea	Ev. Theol.	ev.

Bewohner/innen des Ökumenischen Wohnheims im Wintersemester 2007/08				
	Name	Herkunftsland	Studienfächer	Bek.
1	Ameln, Marina von	Deutschland	Ev. Theol.	ev.-luth.
2	Bargár, Pavol	Slowakei	Theologie	ev.-luth.
3	Bortz, Martin	Deutschland	Medizin	o.K.
4	Breu, Clarissa	Österreich	Ev. Theol.	ev.-luth.
5	Buda, Daniel	Rumänien	Theologie	orthodox
6	Christensen, Martin	Dänemark	Ev. Theol.	ev.-luth.
7	Fischer, Cristina	Rumänien	Psychologie	orthodox
8	Fogarasi, Tünde Csilla	Ungarn	Ev. Theol.	reform. Ki.
9	Gietz, Annabell	Deutschland	Ev. Theol.	ev.-luth.
10	Heuberger, Christoph	Deutschland	Theologie	ev.-luth.
11	Hommens, Hans	Deutschland	Ethnologie	ev.-luth.
12	Jevglevskaja, Natalia	Estland	Jura	russ.-orth.
13	July, Friedrich Alexander	Deutschland	Ev. Theol.	ev.-luth.
14	Krämer, Christoph	Deutschland	Theol. / Geogr.	ev.-luth.
15	Liu, Yuanyuan	VR China	Soziologie	o.K.
16	Niklas, Martin	Deutschland	Physik	ev.-luth.
17	Oorschot, Frederike van	Deutschland	Ev. Theol.	ev.-freik.
18	Quaas, Anna Donata	Deutschland	Ev. Theol.	ev.
19	Sanfelix, Ana	Spanien	Kunstgeschichte	röm.-kath.
20	Schild, Martin	Deutschland	Jura	ev.
21	Shevchenko, Olga	Moldavien	Deutsch als Fr.-spr.	orthodox
22	Song, Heung-Joo	Süd-Korea	Musik	ev.
23	Vasileva, Mariya	Bulgarien	Biotechnologie	orthodox
24	Wang, Lili	VR China	Pol. Wiss. / Sinologie	buddh.
25	Yoon, Sung-Min	Süd-Korea	Ev. Theol.	ev.

## Personalmeldungen

Hamburger  Abendblatt

**KIRCHE: HAMBURGER THEOLOGE SETZT SICH FÜR FRIEDEN EIN - SEINE VERSÖHNENDEN WORTE SIND PREISGEKRÖNT**

### Pastor Enns und seine "Predigt des Jahres"

Dem Abendblatt verrät der 43 Jahre alte Mennonit sein Erfolgsrezept.

Von Kristian Stemmler<sup>1</sup>

Wenn es um den Frieden geht, argumentiert Fernando Enns (43) so überzeugend wie leidenschaftlich. Es ist also kein Zufall, dass der Hamburger Pfarrer und promovierte Theologe für eine Predigt über dieses Thema den Preis für die "Beste Predigt 2007" des Verlags für die Deutsche Wirtschaft erhalten hat. Auszeichnung für einen Mann, der mit seinen Visionen Erstaunliches bewirkt hat. So hat er die "Dekade zur Überwindung der Gewalt" mit angestoßen, die der Weltkirchenrat für die Jahre 2001 bis 2010 ausrief, um weltweit die Friedensarbeit zu fördern.

Fernando Enns gehört der Konfession der Mennoniten an - eine sogenannte Friedenskirche, weil sie sich an Gewaltüberwindung und Pazifismus orientiert. Er wurde als Sohn eines mennonitischen Pastors im brasilianischen Curitiba geboren und kam mit neun Jahren nach Deutschland. Nach dem Zivildienst studierte er Theologie in Heidelberg und den USA, leitete für zwei Jahre eine mennonitische Gemeinde in Krefeld und war neun Jahre lang am Ökumenischen Institut in Heidelberg. 2005 übernahm er die neu eingerichtete "Arbeitsstelle Theologie der Friedenskirchen" der Hamburger Uni, eine Stiftungsdozentur, die von den Mäzenen Hannelore und Helmut Greve finanziert wird. Hier forscht und lehrt er zu den komplexen Fragen der Friedensethik. Da geht es etwa darum, wie humanitär eine "humanitäre Intervention" des Militärs sein kann. Seine eigene Position umschreibt Enns mit der Formulierung "vernünftiger Pazifismus". "Gewaltfreiheit bedeutet für mich nicht Passivität", sagt er, "aber Gewalt kann man nicht mit Gewalt überwinden. Ich kenne keinen Fall, in dem man mit militärischen Mitteln einen Konflikt gelöst hat." Der Pfarrer setzt auf die "Möglichkeit der Versöhnung", wie er es in seiner preisgekrönten Predigt über Matthäus 18, Vers 15 bis 22, ausgeführt hat. Er habe da die Frage thematisiert, "wie wir mit Menschen umgehen, die unsere Gemeinschaft zu zerstören drohen". Verständlich und sprachlich gewandt hat Enns die alten Worte des Matthäus-Evangeliums als "Weg der gewaltfreien Konfliktlösung" beschrieben und erklärt, warum Täter angesprochen und aus der Anonymität geholt werden müssen, um sie wieder zu integrieren.

<sup>1</sup> erschienen am 27. September 2007

## Personalmeldungen

Als Rezept für eine gute Predigt empfiehlt Enns: "Ich frage mich nicht zuerst, was ich sagen will, und lege den Bibeltext entsprechend aus, sondern ich frage: Was predigt der Bibeltext?" Es sei wichtig, "sich immer wieder neu vom Text irritieren zu lassen".

**Susanne Ruge** ist am 24. November 2007 in Groß Munzel und Landringhausen (ihren beiden Landgemeinden im Calenberger Land) ordiniert worden.

**Miriam Schwedes** hat im März geheiratet und heißt jetzt Miriam Waldmann.

Pfarrer **Dieter Ohnemus** ist in den Ruhestand getreten und wohnt jetzt in Karlsruhe.

## Jubiläumsfest November 2007

